

Vorwärts

Berliner Volksblatt

Zentralorgan der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands

Wöchentlich 25 Pf., monatlich 2,50 M., im voraus zahlbar. Postbezug 4,32 M. einschließlich Postgebühr. Auslandsabonnament 6.— M. pro Monat.

Der „Vorwärts“ erscheint wochentlich zweimal, Sonntags und Montags einmal, die Abendausgaben für Berlin und im Handel mit dem Titel „Der Abend“. Illustrierte Beilagen: „Welt und Zeit“ und „Kinderfreund“. Ferner: „Arbeiterzeitung und Wille“, „Frauenstimme“, „Lehrling“, „Bild in die Arbeiterwelt“ und „Jugend-Vorwärts“.

Die einseitige Komposition des 10 Pfennig-Beilagenheftes „Kleine Angelegenheiten“ des jetzigen Heftes 23 Pfennig (zuletzt zwei seitgedruckte Heftes), jedes weitere Heft 12 Pfennig. Stielgelände des ersten Heftes 15 Pfennig, jedes weitere Heft 10 Pfennig. Worte über 15 Buchstaben zahlen für zwei Worte. Arbeitssatz 20 Pfennig. Familienanzug für die Abonnenten 20 Pfennig. Kartensammlung im Hauptgeschäft Lindenstraße 2, wochentlich von 8 bis 17 Uhr.

Redaktion und Verlag: Berlin SW 68, Lindenstraße 3
Fernsprecher: Köpenick 202-207 Telegramm-Adr.: Sozialdemokrat Berlin

Vorwärts-Verlag G. m. b. H.

Verbindkonto: Berlin 37536 — Bankkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten Köpenick 68. Diskonto-Gesellschaft, Depositenkassa Lindenstr. 3

Friedrich-Ebert-Hof.

Ein Kulturwerk in Kottbus. — Märkischer Wohnungstag.

Die Stadt des Rats.

Am 8. und 9. Dezember fand in Kottbus der zweite Märkische Wohnungsfürsorgetag statt. Die Tagung, die mit einer Einweihung neuer Arbeiterwohnungsblöcke verbunden war, hatte der Kreisverband gemeinnütziger Baugenossenschaften e. V. in Gemeinschaft mit der Demog. Tischlergesellschaft für Brandenburg, der „Märkischen Wohnungsbau“ G. m. b. H., veranstaltet. Die Tagung und der am Sonntag veranstaltete große Festzug durch die Stadt bildeten eine wichtige Kundgebung für die Forderungen der gemeinnützigen freigewerkschaftlichen Wohnungsfürsorge. Sie war darüber hinaus an alle, die es angeht, eine Mahnung, mehr noch als bisher dem Wohnungsbau in der Provinz die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Die Tagung wurde am Sonnabend von dem Vorsitzenden der gemeinnützigen Wohnungsbau-Genossenschaft (Gewoba), Kottbus, eröffnet. Unter den überaus zahlreich erschienenen Gästen sah man Vertreter der Arbeiter- und Angestelltenorganisationen sowie vieler staatlicher und städtischer Behörden. Als erster Referent sprach der Leiter der Demog. Richard Cinnel, über das Thema: „Der gemeinnützige Wohnungsbau und die Demog.-Bewegung“. Diese Tagung habe in erster Linie den Zweck, einen Rückblick über die Arbeit zu geben, die bisher im Bezirk Brandenburg geleistet worden ist. Eine enge Zusammenarbeit bestehe zwischen den Genossenschaften, der Sozialdemokratischen Partei und den Demog.-Baugenossenschaften. Darüber hinaus müsse anerkannt werden, daß auch zahlreiche Regierungsbehörden der Bewegung größtes Verständnis entgegenbrachten. Die Demog., die im nächsten Frühjahr fünf Jahre besteht, hat in dieser kurzen Zeit bereits rund

15 000 Kleinwohnungen für die arbeitende Bevölkerung

schaffen können. Diese Zahl werde sich in kürzester Zeit noch erheblich erhöhen. Sehr interessant war die Mitteilung, daß der Magistrat der Stadt Harburg soeben beschlossen habe, seine gesamten Baugenossenschaften durch den Demog.-Kreisverband revidieren zu lassen, um die Gewähr zu haben, daß es sich um wirklich gemeinnützige Baugenossenschaften handelt. Einen scharfen Kampf führe der Verband gegen Genossenschaften, bei denen die „Gemeinnützigkeit“ lediglich eine Kulisse zur Verdeckung irgendwelcher privatkapitalistischer Profitinteressen ist.

Heute wird vom Reichsarbeitsministerium die Zahl der Wohnungen, die errichtet werden müßten, um die Wohnungsnot in einem Zeitraum von etwa zehn Jahren wenigstens annähernd zu beseitigen, auf rund 300 000 geschätzt. Also eine noch höhere Zahl, als jene, die vor längerer Zeit von den freien Genossenschaften aufgestellt worden war. Die Durchführung eines solchen Programms ist jedoch nur möglich, wenn eine entsprechende Finanzierung gesichert wird. Deshalb richtet die Demog. an die Vertreter der Parlamente die Mahnung, bei der Verabschiedung des neuen Gebäudesteuerentwurfes sich dafür einzusetzen, daß ein entsprechender Betrag sogleich für den Wohnungsbau für lange Zeit fest gesichert wird. Die Schaffung einer ausreichenden und auf lange Frist eingestellten Wohnungsbaufinanzierung ist die Hauptforderung des Augenblicks, die die Demog. an alle maßgeblichen Stellen zu richten hat. Ueber

den Aufbau und die Arbeit

der Märkischen Wohnungsbau-G. m. b. H. referierte sodann im besonderen der Prokurist dieser Gesellschaft Hans Krauß. Billigen und gesunden Wohnraum zu schaffen, das sei die Aufgabe des Märkischen Wohnungsbau in seinem Bezirk, der Mark Brandenburg. Zur Erfüllung dieser Aufgabe sei insbesondere der Ruf nach billigen Hypothekengeldern nötig, daneben wird der Bau guter und billiger Wohnungen durch Anwendung einer rationellen Bauweise bei großen zusammenhängenden Wohnungsbauten ermöglicht. Die organisierte Arbeiterschaft bediene sich der neuen Kampfmittel eigener wirtschaftlicher Organisationen nicht nur im Interesse einer bestimmten Klasse, sondern im Interesse des gesamten Volkes. Durch gemeinsame Arbeit müßten wir versuchen, die in jedem einzelnen ruhenden egoistischen Bestrebungen niederzubrechen zugunsten einer wahrhaften Gemeinnützigkeit. Der Redner wandte sich sodann im einzelnen gegen die zu starke Propagierung des Eigenheimgedankens, der heute noch an den zu großen Schwierigkeiten scheitern müßte. Der Märkische Wohnungsbau lehnte es ab, für Begüterte zu bauen, die auch auf anderem Wege eine Wohnung erhalten könnten, ebenso heimlich, er aber auch den Bau von sogenannten Rotwohnungen. Auch durch dieses Referat klang immer wieder hindurch, daß die elementare Forderung einer jeden Wohnungspolitik

die Regelung der Geldfrage

Das Unternehmen habe die größte Unterstützung durch die Arbeiterkassen und die Industriebeamten-Sparbank, sowie von der (Fortsetzung auf der 2. Seite.)



In Lugano (Schweiz) tagt gegenwärtig der Völkerbundsrat. Das sonst so sonnige Städtchen wird zurzeit von schwerem Dauerregen heimgesucht.

Locarno in Lugano.

Briand besucht Stresemann.

Lugano, 10. Dezember. (Eigenbericht.) Briand verweilte längere Zeit bei Stresemann. Die Unterhandlungen zwischen den Außenministern, die fortgesetzt werden, betreffen nicht nur den Räumungskonflikt, sondern auch die Tagesordnung der Ratssitzung, wie die ober-schlesischen Fragen. Abweichende Auffassungen bestehen im wesentlichen in der Frage der Rheinlandräumung.

Briand äußerte, seine Aufgabe sei es, Stresemann zu überzeugen, daß der Pakt von Locarno nicht tot sei.

Der französische Außenminister Briand hat heute vormittag Chamberlain ausgeführt, um die gestern abend wegen der vorgezogenen Stunde unterbrochene Besprechung fortzusetzen. Die Unterredung dauerte eine Dreiviertelstunde.

Heiratsrufe in Lugano.

Lugano, 10. Dezember. (Eigenbericht.) Am Montag früh beginnt die 53. Ratssitzung in Lugano mit der üblichen geschlossenen Sitzung zur endgültigen Zusammenstellung der Tagesordnung. Lugano bemüht sich, dem Völkerbundsrat in seinen Mauern zu haben, einen festlichen Anstrich zu geben. Stadt und Seeufer sind besetzt und illuminiert. Alle bekannteren Ratmitglieder wurden am Bahnhof von einer beifallsstrotzenden Menge empfangen; nur der italienische Generalkonsul mußte in einer öffentlichen Aufforderung an die italienische Kolonie dafür Sorge tragen, daß Scialoja und Grandi

mit zahlreichen kochschifflichen Heiratsrufen begrüßt wurden. Die Ueberhebung der italienischen Aufrufe mit antisozialistischen Protesten und ein starkes Polzeiaufgebot bei Ankunft der Italiener trugen dazu bei, daß sich die italienische Antunft besonders bemerkbar machte.

Sieg in Stuttgart.

Sozialdemokratie gewinnt drei Mandate, Hugenberg verliert die gleiche Zahl.

Stuttgart, 10. Dezember. (Eigenbericht.)

Bei der Gemeinderatswahl in Stuttgart hat die Sozialdemokratie nach den vorläufigen Zählungen ihre Stimmenzahl von 24 984 auf 40 611 gesteigert. Sie erhält 10 Sitze, während sie nur 7 zu verteidigen hatte. Sie hat also 3 Mandate gewonnen. Die Kommunisten verloren etwa 600 Stimmen, behaupteten aber ihre vier Mandate, die zur Wahl gestanden hatten. Die Deutschnationalen verloren von 7 Sitze 3, die Demokraten von 6 Sitze 2, die Deutsche Volkspartei von 4 Sitze 1, während das Zentrum 1 Sitz gewann und die Volkrechtspartei sowie der Christliche Volksdienst, der zum ersten Male Vorschläge eingereicht hatte, je einen Sitz erhielten. Die anderen Splitterparteien sind bei der Mandatsverteilung ganz ausgefallen. Die Wahlbeteiligung betrug 52,28 Proz.

In Ulm steigerte die Sozialdemokratie ihre Stimmenzahl von 3790 auf 5351 und behauptete ihr fünf zur Wahl stehenden Mandate. Die Wahlbeteiligung betrug hier etwa 60 Proz.

Westarp darf mitun... Wie die deutschnationalen Pressestelle mitteilt, gehört zu dem neugebildeten deutschnationalen Parteivorstand auch der Vorsitzende der Parteifraktion im Reichstag. In der Mitteilung über die Neubildung des Vorstandes am Sonnabend ist infolge eines Schreibfehlers bei der Aufzählung der Fraktionsführer das Wort „im Reichstag“ ausgefallen. Das war ein sehr seltsamer Betriebsunfall. Aber immerhin: Westarp darf doch noch mitun...

Karl Vorländer gestorben. Krieg in Südamerika

Berichte 2. Seite

Märkischer Wohnungstag.

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Volkspflege erfahren. Insgesamt ist es der Gesellschaft gelungen, in zwei Jahren rund 1903 Wohnungen zu errichten. Alle Wohnungen werden nach Möglichkeit mit den modernsten technischen Einrichtungen versehen, ein sehr hoher Prozentsatz hat Warmwasserheizung, zentrale Beheizung und auch zentrale Waschanlagen.

Als letzter Redner sprach der Präsident des Landesarbeitsamtes Berlin, Brandenburg, Grenzmark, P. Brühl. Alle die furchtbaren Zustände, die nach dem Zusammenbruch und als Folge des verlorenen Krieges in Deutschland herrschten, sind von der großen Dessenlichkeit sehr schnell wieder vergessen worden. Wenn man sich einmal die Zahlen und Berichte der Arbeitsnachweiser jener Zeit vor Augen führt, kann man erst ermessen, welchen Aufschwung das deutsche Volk seit jener Zeit genommen hat. Noch weit schlimmer als in den großen Städten und auch in den mittleren Provinzstädten sei

das Wohnungselend auf dem ländlichen Lande.

Wenn man diese Frage bespreche, könne man an der traurigen Tatsache nicht vorbeigehen, daß immer wieder deutsche Großgrundbesitzer polnische Ländarbeiter trotz großer Arbeitslosigkeit im eigenen Lande nach Deutschland rufen, nur weil sie billiger arbeiteten und sich mit Wohnlöhnen abfinden ließen, die der deutsche Arbeiter mit Recht zurückweise. Hier bald eine Besserung zum Guten zu bringen, sei auch eine der wichtigen Aufgaben, die die Gesetzgebung nach zu lösen habe. Das Bestreben seiner Behörde gehe dahin, den Werkwohnungsbau mehr einzudämmen und dafür den Bau von eigenen Ländarbeiterheimen zu fördern.

In der Diskussion sprachen der Oberpräsident Lüdemann, als Vertreter der sozialdemokratischen Landtagsfraktion der Abg. Drügemüller, als Delegierter des Bezirke Wasserlaute der Demog-Revisionsvereinigung Architekt Wols C. Klement, weiter Bürgermeister Geiß-Finstermühle und Volmerhaus vom ADGB, Berlin.

In einem Schlußwort faßte Vincke das Ergebnis und den Sinn der überaus glücklich verlaufenen Tagung noch einmal zusammen.

Am Sonntag sprach in einer Massenfundgebung von 7000 bis 8000 Menschen bei der Einweihung des Friedrich-Ebert-Hofes der Reichstagspräsident Paul Löbe.

Löbe sprach seine Freude über die tatkräftige Arbeit der Baugenossenschaft aus, die innerhalb kurzer Zeit den Bau von 200 Wohnungen zustande gebracht hat. Er gedachte des verstorbenen Reichspräsidenten Friedrich Ebert, dem zu Ehren auf dem Hofe des Gebäudes ein einfacher Gedenkstein errichtet wurde. Musikvorträge umrahmten die schlichte Feier.

Karl Vorländer gestorben.

Münster, 10. Dezember. (Eigenbericht.)

Genosse Karl Vorländer, Professor der Philosophie in Münster, ist im Alter von 69 Jahren am Sonntag in Münster gestorben.

Karl Vorländer gehörte zu jenen geistigen Kreisen, die von den Nichts-als-Politikern wenig gekannt und wenig geachtet, dennoch von entscheidendem Einfluß auf die geistige Gestalt des modernen Sozialismus sind. Seine Lebensarbeit war die Erfundung der Beziehungen zwischen dem modernen Sozialismus und der Philosophie, der Versuch, der reinen naturwissenschaftlich-kausalen Begründung des Sozialismus eine philosophisch-ethische Begründung zur Seite zu stellen.

Vorländer war schon vor dem Kriege Sozialist. Er lebte als Gymnasiallehrer in Solingen. Unter dem Pseudonym „Akademus“ schrieb er seine philosophischen Aufsätze in der „Neuen Zeit“, seine kurz gefassten Gesichts der Philosophie hat weiteste Verbreitung. Sie wurde für einen großen Teil der sozialistischen Arbeiter das, was früher Friedrich Albert Danges „Geschichte des Materialismus“ gewesen war. Im Jahre 1911 erschien seine Arbeit „Kant und Marx, ein Beitrag zur Philosophie des Sozialismus“. Er blieb unter dem alten Regime Gymnasiallehrer, sein Bekenntnis zum Sozialismus, seine Beziehungen zum Parteiblat in Solingen verschloßen ihm den Weg zum Universitätslehrstuhl. Erst nach der Revolution wurde er Universitätsprofessor in Münster. Die Sozialdemokratische Partei entbande ihn auch in den Preussischen Staatsrat.

Seine Anschauungen fußten auf den Arbeiten der Neukantianer Hermann Cohen und Paul Natorp, der Philosophen der sogenannten Marburger Schule. Er ging aus von dem Sage Hermann Cohens, daß die politische Idee des Sozialismus in jener Fassung des „kategorischen Imperativs“ begründet liegt, die in einem jeden die Menschheit zu achten und keinen bloß als Mittel, sondern immer zugleich als Zweck anzusehen verlangt.

In diesem Sinne hat Vorländer zur Klärung des sozialistischen Denkens beigetragen. Seine Arbeiten suchten in der Philosophie Kant's die erkenntnistheoretische Fundierung und philosophische Ergänzung des Marxismus, nicht um Kant zum Sozialisten zu stempeln, sondern um eine Verbindung der wissenschaftlichen Methoden von Kant und Marx herbeizuführen. Die Verbindung zwischen Marxismus und naturwissenschaftlichem Materialismus im Vulgärmarxismus drohte eine Verblässung und geistige Verödung des Sozialismus herbeizuführen, der Sozialismus als Naturnotwendigkeit wurde bei den Massen der Fundamentalfah marginärer Erkenntnis, der die Gefahr des Fatalismus in sich schloß. Der Versuch, den Sozialismus ethisch zu begründen, stellte dagegen das willenmäßige, das sittliche Ideal als stärkste Kraft im Prozeß der gesellschaftlichen Entwicklung in den Vordergrund.

Die Anschauungen Vorländer's wie überhaupt der Schule der Neukantianer im Sozialismus stehen vor dem Kriege auf sehr heftigen Widerstand in sozialistischen Kreisen. Die Position des naturwissenschaftlichen Materialismus war damals noch ungleich stärker als heute. Gegenüber dem Versuch, den Sozialismus ethisch zu begründen, stand andererseits der Versuch Karl Kautsky's, die Ethik und das Ethikgesetz biologisch zu erklären. Die ältere Auffassung des Begriffes Naturgesetz spukte unheilvoll in der sozialistischen Theorie. Es war notwendig, demgegenüber klarzustellen, daß die Erkenntnis der Notwendigkeit des Sozialismus den einzelnen nicht ebenso notwendig zum Kämpfer für ihn macht, daß vielmehr die sittliche Billigung der Notwendigkeit hinzutreten muß. Für unsere Zeit steht im Vordergrund das „Ich will“, die starke Betonung des Willensmäßigen, das sich an der Zielsetzung orientiert. Eine Bewegung mit großen gesellschaftlichen und geistigen Zielen bedarf dieses Gefühls des lebendigen Willens und des Glaubens an die Verwirklichung des sittlichen Ideals.

Karl Vorländer gehörte zu jenen, die gegenüber den vom naturwissenschaftlichen Naturalismus ausgehenden und zum Fatalismus führenden Tendenzen das Verständnis für die hervorragende Rolle der sittlichen Leidenschaft in der sozialistischen Bewegungen neu belebt haben. Seine Lebensarbeit hat beigetragen zur Klärung des sozialistischen Denkens, zu jener freieren geistigen Haltung, die den Sozialismus von heute kennzeichnet.

Rundgebung der Werkmeister.

Severing spricht zu 6000 Mitgliedern des Werkmeister-Verbandes.

Die Rundgebung, die der Bezirk X des Deutschen Werkmeister-Verbandes am Sonntag mittags im Großen Schauspielhaus veranstaltete, war ein glänzender Erfolg. Schon lange vor Beginn war der ganze Raum derart gefüllt, daß die Polizei zur Absperrung schritt. Es mußte daher im „Tunnel“ eine Parallelsammlung improvisiert werden. Etwa 6000 Werkmeister waren dem Ruf ihrer Organisation gefolgt.

Oben sprach als erster Redner der Reichsinnenminister Severing, von den Versammelten stürmisch begrüßt. Er versicherte einleitend, daß auch auf ihn die bedeutame Rundgebung einen überwältigenden Eindruck machte. Er ersehe daraus, wie gewaltig sich der Geist unter den Werkmeistern in den letzten drei Jahrzehnten gewandelt habe, und daß sie heute nicht mehr ihre Klassenlage falsch einschätzen. Sie, die früher als die Unteroffiziere des Kapitalismus betrachtet wurden, fühlen sich heute nicht mehr als eine neutrale Gruppe, die gegen die Arbeiterschaft ausgespielt werden kann. Die Werkmeister sind längst nicht mehr die Heloten des Kapitals. In dieser gewaltigen Rundgebung von Angestellten, die er erlebte, zeige sich, daß auch die deutschen Werkmeister mit den Arbeitern neben einem freien Staatsbürgertum, ein freies Wirtschaftsbürgertum erstreben. Die Meister im Betriebe sind Meister in der Gewerkschaft geworden.

Das Solidaritätsgefühl der Werkmeister mit der organisierten Arbeiter- und Angestelltenchaft sei in dieser Rundgebung zu klarem Ausdruck gekommen. Severing schloß seine Ausführungen mit der Ermunterung: „Fühlen Sie sich als schaffende Glieder eines freien wirtschaftlichen Deutschlands. Böhnen Sie auch marschieren werden, ich bin dabei, denn ich kenne Ihre Ziele. Sie können sich darauf verlassen, wo ich auch immer stehen möge, ich werde Ihr Mitstreiter sein.“

Nach dem nicht endenmüllenden Beifall, der Severings Aus-

führungen folgte, ergriff Reichstagsabgeordneter Kurt Heinig das Wort zu einem längeren Vortrag, worin er die Bedeutung der Rolle des Werkmeisters im Produktionsprozeß in der Vorkriegszeit mit der in der heutigen Zeit der Rationalisierung verglich. Er forderte die Versammelten auf, sich in den Betrieben nicht in die Ecke drücken zu lassen, sondern überall ihren Mann zu stehen. Die Rundgebung wurde eingeleitet und abgeschlossen durch Gesänge des Werkmeister-sängerbundes.

Heinig hatte während Severings Rede im Tunnel gesprochen und auch Severing nahm sich nach seinem Vortrage noch ein paar Minuten Zeit zu einer Ansprache an die unten versammelten Werkmeister. Auch hier erzielte er lebhaften Beifall.

Der Vorsitzende des NW-Bundes, Reichstagsabgeordneter Aufhäuser, zog aus dem überaus guten Besuch der Versammlung den Schluß, daß die Annahme, als habe eine gewisse Müdigkeit Platz gegriffen, widerlegt sei. Auch diese Schicht zwischen Arbeiter und Unternehmer sei von dem Solidaritätsgedanken erfasst. Der Verband ist es, der die Brücke zur gesamten Arbeitnehmer-schaft geschlagen hat.

Die Bedeutung dieser Rundgebung liege darin, daß die Industriellen einmal sehen, daß sie auch mit den Werkmeistern zu rechnen haben. Der Ruhrkampf, der der Vernichtung des Schlichtungswesens galt, zeigte deutlich, wie das Unternehmertum zur Arbeitnehmerchaft steht. In dieser Zeit muß sich entscheiden, ob die Unternehmer alle Vorteile der Rationalisierung für sich allein behalten, oder die Arbeitnehmerchaft, die die Lasten der Rationalisierung zu tragen hat, ihren berechtigten Anteil daran haben soll. Möge diese Rundgebung mit dazu beitragen, sich der eigenen Kraft bewußt zu sein.

Mit einem Hoch auf den Deutschen Werkmeisterverband schloß diese seltene Rundgebung.

Vom Schnellzug getötet.

Die sozialistische Abg. Frau Schilling bei Leipzig überfahren

Leipzig, 10. Dezember. (Eigenbericht.)

Einem tragischen Unglücksfall ist unsere Genossin Martha Schilling, Mitglied des sächsischen Landtages, zum Opfer gefallen. Sie wurde von einem Schnellzug auf der Strecke Dresden—Leipzig überfahren und sofort getötet. Der Personenzug, mit dem die Genossin Schilling von Leipzig nach Borsdorf fuhr, hatte kurz vor der Station Borsdorf gehalten, weil er keine Einfahrt hatte. Frau Schilling war der Meinung, der Zug sei schon in Borsdorf angelangt und stieg aus. In demselben Augenblick wurde sie von dem auf dem Nebengleis heranbrausenden Schnellzug erfasst und auf der Stelle getötet. Dieser Tod reißt in die Leipziger sozialistische Frauenbewegung eine Lücke. Genossin Schilling steht seit langen Jahren in der Bewegung. Sie war früher Weinhäuerin. Im Jahre 1919 wurde sie in die Leipziger Stadtverordnetenversammlung gewählt, der sie bis 1922 angehörte. Seit diesem Jahre ist sie ein eifriges Mitglied der sächsischen Landtagsfraktion. Innerhalb des Landtages hat sie eine besonders rege Tätigkeit auf dem Gebiete der sozialen Fürsorge, des Frauen- und Jugendschutzes und in allen Wohlfahrtsfragen entfaltet. (Die Verstorbene ist nicht zu verwechseln mit der Genossin Minna Schilling, die bis zu den letzten Wahlen der sozialdemokratischen Fraktion des Deutschen Reichstages angehörte.)

Autounfall des badischen Innenministers.

Karlsruhe, 10. Dezember.

Auf einer Dienstreise verunglückte der badische Minister des Innern Kemmle. Bei Breiten geriet das vom Minister selbst gesteuerte Auto, in dem außer ihm noch ein Polizeihauptmann und der Chauffeur saßen, auf der nassen Straße ins Schleudern, stürzte die Straßenböschung hinab, überschlug sich und begrub die drei Insassen unter sich. Minister Kemmle erlitt Kopfverletzungen, der Polizeihauptmann Brellungen und Quetschungen, während der Chauffeur nur ganz leichte Verletzungen davontrug.

Volksentscheid ohne Entscheid.

Die Verfassungsabstimmung in Danzig.

Danzig, 10. Dezember. (Eigenbericht.)

Die Volksentscheide über die Verfassungsänderungen sind ergebnislos geblieben. Der Regierungsentwurf „Vollswille“ hat 58 251 und der Oppositionsvorschlag „Bürgerklub“ 73 284 Stimmen erhalten. Erforderlich für die Annahme eines Entwurfes waren 108 000 Stimmen. Die Wahlbeteiligung erreichte nur 61 Proz. Die Stimmenganzheit der Vollswille ist fast ausschließlich von der Sozialdemokratie ausgebracht worden, die damit ihren Besitzstand von der vorjährigen Volksstaatswahl entsprechend der geringeren Wahlbeteiligung durchaus gemehrt hat. Bemerkenswert bleibt, daß das Zentrum, obwohl es Regierungspartei ist, keine Parole herausgegeben hat. Dadurch wurde ein Teil seiner Anhänger zur Stimmenabgabe für den „Bürgerklub“ veranlaßt. Mit dem negativen Ausgang der Volksentscheide ist die Möglichkeit einer Verfassungsreform auf absehbare Zeit verschüttelt.

Vor einem Krieg in Südamerika.

4500 gegen 3000 Mann.

London, 10. Dezember. (Eigenbericht.)

Die Grenzstreitigkeiten zwischen bolivianischen und paraguayischen Truppen die durch den Streit um den kleinen Landstreifen von Chaco verursacht wurden, haben die Regierung von Bolivien veranlaßt, die diplomatischen Beziehungen mit Paraguay abzubrechen. Der bolivianische Minister des Innern hat dem paraguayischen Gesandten die Pässe ausgehändigt. Gleichzeitig hat der bolivianische Gesandte in Paraguay von seiner Regierung die Weisung erhalten, Muncion, die Hauptstadt Paraguays, sofort zu verlassen.

Die beiden Kleinststaaten Bolivien und Paraguay (2,9 und 0,7 Millionen Einwohner) sind ehemalige spanische Kolonien. Im mittleren Südamerika, zwischen Brasilien, Argentinien und Chile gelegen. Das „stehende Heer“ Boliviens zählt 3000, das Paraguays 4500 Mann.

Das Urteil im Gotteslästerungsprozeß.

2000 Mark Geldstrafe für George Groß.

Im Prozeß gegen George Groß und seinen Verleger verurteilte der Vorsitzende folgendes Urteil: Die Angeklagten werden wegen Vergehens gegen den § 166 des StGB. an Stelle der verurteilten Gefängnisstrafe von 2 Monaten zu je 2000 Mark Geldstrafe verurteilt. Die Platte, die zur Herstellung der Zeichnung Nr. 10 gedient hat (Christus am Kreuz) wird unbrauchbar gemacht.

(Ausführlicher Bericht in der Beilage 4. Seite.)

Blutiger Sonntag in Karlsruhe.

Ein Student erstochen!

In Karlsruhe kam es am Sonntag nachmittags anlässlich eines kommunistischen Demonstrationzuges zu schweren Zwischenfällen. Ein 23jähriger Student, der dem Jungdeutschen Orden angehört, wurde durch Messerstiche so schwer verletzt, daß er nach seiner Einlieferung ins Krankenhaus starb.

Der kommunistische Zug, in dem eine große Zahl von uniformierten Rotfrontkämpfern marschierte, bewegte sich durch die Treppentor-Allee. Als die Polizei am Bahnhof Karlsruhe die angekommenen Fahrzeuge durch eine Zuglücke leiten wollte, schlugen plötzlich auf Kommando eines „Ordnern“ mehrere Teilnehmer des Zuges mit ihren Weidriemen und Fahnenstangen auf die Polizeiknüttel und stülzte die Ordnung wieder her. Bei der Schlägerei wurden mehrere Demonstranten und Beamte leicht verletzt. Später gelang es, einen kommunistischen Fahnenträger, der auf die Polizisten eingedrungen war, festzunehmen.

Zu einem blutigen Zwischenfall, der den Tod eines jungen Menschen zur Folge hatte, kam es kurze Zeit darauf vor dem Haus Treppentor-Allee 104. Auf dem Bürgersteig standen mehrere junge Leute, unter ihnen der 23jährige Student Günther Schaffer aus der Gumbelingerstraße in Karlsruhe. Aus noch ungeklärter Ursache geriet Schaffer mit mehreren Rotfrontkämpfern des vorbeimarschierenden Zuges in einen Wortwechsel. Pöblich stürzten sich mehrere Kommunisten auf den jungen Mann, der von einem Messerstich getroffen, schwerverletzt zusammenbrach. Als die Polizei eingriff, hatten die Täter bereits das Weite gesucht. Schaffer wurde in das Elisabeth-Hospital in Oberhörseneweide gebracht, wo er bald nach seiner Aufnahme gestorben ist. Die Leiche wurde beschlagnahmt. Auch auf dem Marktplatz in Oberhörseneweide wurden bei einem Ungefall der Kommunisten mehrere Adergestimmte verprügelt und zum Teil erheblich verletzt.

Kurz nach 1 Uhr nachts kam es vor einem Lokal in der Berliner Straße in Charlottenburg zu einer Schlägerei zwischen Nationalsozialisten und Kommunisten. Hierbei wurden drei Personen am Kopf verletzt. Außerdem wurde ein Schuh abgefeuert, durch den jedoch niemand verletzt wurde.

Der getötete Student Günther Schaffer, der seit einiger Zeit bei einem Berliner Gericht als Referendar tätig war, bekleidete im „Jungdeutschen Orden“ das Amt eines stellvertretenden Großmeisters der Bruderschaft „Oberpreze“, war also einer der örtlichen Führer der Organisation. Er ist der Sohn einer Witwe. Sein Vater, ein Postinspektor, ist im Jahre 1914 im Kriege gefallen.

Einsturz einer Betonbrücke.

Ein Toter, fünf Schwerverletzte.

Siegburg, 9. Dezember.

Gestern abend stürzte plötzlich die im Neubau befindliche Siegburger Brücke, die zur neuen Luftstraße Köln—Frankfurt a. M. gehört, aus bisher unbekannter Ursache zusammen. Es handelt sich um eine Betonbrücke aus zwei größeren Bögen. Der eine Bogen überbrückt die Sieg, der zweite ein Vorstulpland. Da Tag und Nacht an der Brücke gearbeitet wurde, sind mehrere Arbeiter verunglückt. Nach den bisher vorliegenden Meldungen ist ein Arbeiter ums Leben gekommen, weitere fünf wurden schwer verletzt. Die erste Hilfe leistete die Fabrikfeuerwehr der Mann-Jablonski-Bergungsbetriebe vornehmlich.

Kloß wird geisteskrank.

Clemenceaus Finanzminister im Sanatorium.

Paris, 10. Dezember.

Die kommunistische „Humanität“ hatte gestern früh gemeldet, daß die Unterbringung des ehemaligen Finanzministers Kloß in ein Sanatorium lediglich eine Vorsichtsmaßnahme darstelle, da Kloß durch Ausstellung ungedeckter Schecks in Höhe von einer Million Franken die Intervention der Banken gegen die „Gazette du Franc“ bewirkt habe. Diese Beschuldigung scheint sich zu bestätigen, denn verschiedene Nachmittagsblätter deuten an, daß tatsächlich ein Zusammenhang zwischen der Internierung von Kloß und der „Gazette du Franc“ besteht. So schreibt der „Intranseant“, die beim ehemaligen Finanzminister Kloß aufgetretenen Geistesstörungen verminderten seine Verantwortung für die „Rumeur“ dagegen will wissen, daß Kloß Spielgeldern ausgesetzt hat.

Entspannung in Mexiko.

Beendigung des Gewerkschaftstages.

Mexiko-Stadt, 10. Dezember. (Eigenbericht.)

Die politische Lage hat sich mit der Beendigung des Gewerkschaftstages entspannt. Dieser hat den Abschluß eines Verständigung zwischen einer Anzahl Gewerkschaften und Bauernbünde zur Verteidigung gemeinsamer politischer und wirtschaftlicher Interessen und zur Förderung der Arbeitsgesetzgebung gebilligt. Der Konflikt war verursacht durch ein neues Arbeitsgesetz, das während seiner Amtszeit als Innenminister ausgearbeitet hat und das von der Kammer angenommen wurde.

Diktator Hugenberg.



„Und stabilisiere ich meine Parteidiktatur wie einen Felsen — Bonze.“ (Frei nach Friedrich Wilhelm I.)

Berufsübliche Arbeitslosigkeit.

Protest der Gewerkschaften Niedersachsens.

Hannover, 10. Dezember. (Eigenbericht.)

Eine von rund 300 Delegierten besuchte Bezirkskonferenz des ADGB für den Bezirk Niedersachsen, der 300 000 freigewerkschaftlich organisierte Arbeiter umfaßt, fasste u. a. folgende Entschlüsse: Die am 8. und 9. Dezember in Hannover tagende Bezirkskonferenz des ADGB für Niedersachsen erhebt schärfsten Protest gegen die vom Sozialpolitischen Ausschuss des Reichstages geplante Verschärfung der §§ 105, 106, 107 und 110 des Gesetzes für die Arbeitslosenversicherung. Schon gegen die vom Vorstand der Reichsanstalt für Arbeitslosenversicherung in Aussicht genommene Verordnung über die Regelung der Berufsüblichen Arbeitslosigkeit haben wir die schärfsten Bedenken, aber die nunmehr beschlossene Verlängerung der Karenzzeit und Kürzung der Unterstützungslage ist völlig untragbar und wird von uns auf das entschiedenste abgelehnt.

Flamenführer gewählt.

Ein großer Wahlsieg in Antwerpen.

Brüssel, 10. Dezember. (Eigenbericht.)

Die Kammerwahl in Antwerpen, in der der im Gefängnis sitzende und seiner politischen Rechte beraubte flämische Separatistenführer Borms als Amnestie-Kandidat aufgestellt wurde, hat am Sonntag stattgefunden. Ein endgültiges Ergebnis liegt noch nicht vor, aber bisher hat Borms einen überwältigenden Sieg errungen. Borms hat bis jetzt über 46 000 Stimmen erhalten gegen 28 000 für seinen liberalen Gegenkandidaten und 28 000 für die Sozialisten. Katholiken und Sozialisten hatten keine Kandidaten aufgestellt, weil die Liberalen nach der Verhältnismäßigkeit ihren moralischen Anspruch auf das Mandat haben. Beide Parteien haben aber ihre Wähler aufgefordert, weiße Stimmzettel abzugeben. Offenbar haben zahlreiche sozialdemokratische und katholische Wähler trotz dieser Vorrede für Borms gestimmt. — Die Wahl des Borms zeigt, wie entfernt die Auffassungen der Kammermehrheit von der Volksstimmung im flämischen Lande sind.

Symphoniekonzert im Saalbau Friedrichshain. Dienstag, den 11. Dezember, findet um 20 Uhr mit dem Berliner Sinfonieorchester ein Konzert im Saalbau Friedrichshain statt. Dirigent Georg Oscar Reuter in der Chorleitung des Frauen-Vokal-Chores. Solist: Oscar Schumann (Horn). Das Programm enthält Wagner's „Meistersinger“-Vorspiel, „Don Juan“ von Richard Strauss, Mozarts „Korallenkonzert“ mit Orchester in Es-Dur und Tschaikowskys Fünfte Sinfonie.

Die Räte des Zentrums.

Der Ausklang des Parteitag.

Köln, 10. Dezember. (Eigenbericht.)

Am zweiten Tag der Verhandlungen des Zentrums-parteitages hatte das Interesse der Teilnehmer bereits merklich nachgelassen. Ein großer Teil der Delegierten war nach der Wahl des Vorsitzenden bereits abgereist. Der Tag war der Wirtschaftspolitik gewidmet, die dem Zentrum bei seiner sozial so zusammengemürmelten Anhängererschaft begreiflicher Weise besondere Kopfschmerzen macht. In einer Partei, die Schwerindustrie und Bankfürsten, Großgrundbesitzer, Beamte, Mittelständler und Arbeiter mit gleicher Liebe betreiben will, muß die Stellungnahme zu wirtschaftlichen Tagesfragen jeweils zu starken Redungen führen. Deshalb ist, wie der erste Redner zu diesem Thema, Reichstagsabgeordneter Prof. Dessauer, ankündigte, ein Zentrumsprogramm für die Wirtschaftspragen im Werden. Dessauer selbst versuchte, diesem kommenden Programm schon jetzt eine theoretische Grundlage zu geben. Er legte dabei die christlich-zentrierte Wirtschaftsauffassung nicht nur in Gegensatz zu der, wie er sagt, „liberalistischen“, sondern auch zur sozialistischen, trotzdem er für seine Kritik an der liberalen Profitwirtschaft genötigt ist, mit sozialistischen Argumenten vorzugehen. In Stelle des individualistischen Prinzips des Liberalismus will auch er den Gedanken der Gemeinwirtschaft setzen, aber nicht mit Hilfe staatlichen Eingriffs, sondern auf Grund gemeinsamer „Einsicht aller Faktoren in Notwendigkeiten und Möglichkeiten“. Nach seiner Meinung ist zum Beispiel bei jedem Konflikt zwischen Arbeiter und Unternehmertum die Einsicht in die Lage eine viel tauglichere Grundlage für die Entscheidung als der Ausschlag der beiderseitigen Macht. Daß aber die „Einsicht“ erst kommen kann, wenn auch die Arbeiter durch Ausbildung ihrer Kampforganisationen zum Machtfaktor geworden sind, wagt Dessauer nicht erst zu erwähnen. Denn je weiter er in diese Materie hineinsteigen würde, desto mehr müßte er zugeben, daß alle Politik der „Stände“ oder Berufe in Wirklichkeit auf die eine Frage zurückgeführt werden muß, ob und inwieweit die Arbeiter, die vom Kapitalismus heimat- und heillos gemacht wurden, durch ihre Organisation zur selbständigen Machtfaktoren im wirtschaftlichen und politischen Kampfe kommen können. Alle christlich-zentrierte Wirtschaftspolitik wird sich deshalb in der Richtung zur Gemeinwirtschaft entwickeln müssen, weil ohne sie die sozialen Gegensätze innerhalb der Zentrums-partei nicht zu überbrücken sind und ohne diese Überbrückung der Bestand des Zentrums selbst trotz aller religiösen Bindungen in Gefahr gerät.

Hatte Dessauer die theoretische Seite eines Zentrumsprogramms für Wirtschaft besonders unterstrichen, so ging der zweite Redner,

Abgeordneter Dr. Perlitius, mehr auf die praktischen Gegenwartsfragen der Wirtschaftspolitik ein. Er verlangte besonders Ausdehnung des Siedlungswesens und des Wohnungsbaues, vor allem aber hält er die Berücksichtigung der Landwirtschaft für nötig, wobei jedoch auch der städtische Mittelstand nicht vergessen werden dürfe. Kartelle und Trusts sind für Perlitius Gebilde, die vom Zentrum nicht ohne weiteres abgelehnt, sondern nur in dem Mißbrauch ihrer ungeheuren Macht bekämpft werden müssen. Im übrigen hält Perlitius eine „christliche Auffassung der Berufsarbeit“ für nötig.

Im Anschluß an die beiden Referate wurde die am Sonnabend abgetragene Aussprache fortgesetzt. In ihr sang mehrfach die Trauer über die Wahlniederlage vom 20. Mai wider und die Klage über den mangelnden Glauben an die Zentrums politik bei den Wählermassen. Wiederum kam aus der Jugend die dringende Forderung, endlich eine Politik zu treiben, die der Jugend die Möglichkeit gebe, wieder mit innerer Anteilnahme und Begeisterung mitzumachen. Auch der Ruf nach der Wahlreform, von der das Zentrum sich Wunderdinge verspricht, wurde immer wieder laut. Ein Rechtsanwalt aus dem Saarlande erzielte stürmische, verständnisvolle Heiterkeit durch seine Mitteilung, daß er seit 9 1/2 Jahren Kreisvorsitzender seines Heimatkreises ist, aber bisher keinen Zentrums-Spitzenkandidaten nicht einmal kennenlernte, trotzdem er zahlreiche Versammlungen für ihn abgehalten habe.

Der Gesamteindruck der Diskussion bestätigte, was schon am Sonnabend hervortrat, die inneren Spannungen, die noch immer im Zentrum wirksam sind und ihren Untergrund in der sozialen Gliederung der Partei finden. Der Gewerkschaftsflügel ist über den Verlauf der Vorstandswahlen am Sonnabend stark verstimmt. Eine Reihe von gewerkschaftlichen Vertretern ist schon vorzeitig abgereist. Wie man erzählt, beabsichtigen die Gewerkschaftler, am nächsten Sonntag in Essen eine große Kundgebung zu veranstalten, in der Siegerwald und Imbusch über das Thema „Zentrumsparteitag und christliche Arbeiterschaft“ referieren und in der der Unmut der Gewerkschaften über ihre Behandlung auf dem Parteitag offen zum Ausdruck kommen soll.

Der Schluß der Verhandlungen beschäftigte sich hauptsächlich mit den von einem besonderen Ausschuss vorbereiteten Anträgen, die allgemein-propagandistische oder organisatorischer Art waren. In seiner den Parteitag abschließenden Ansprache legte Abgeordneter Kaas Wert auf die Bemerkung, daß das Zentrum keine aggressive Politik im kirchlich-katholischen Sinne zu treiben beabsichtige; es werde keinen konfessionellen Kampf gegen die Evangelischen führen, wohl aber gegen alle, die das Christentum „sogar oder nach und nach beseitigen“ wollen. Da kann man also noch einiges von dem Herrn Prälaten erleben.

Huf und Schrimpf.

Ausstellung bei Matthiesen und Nierendorf.

Berührend wirken die Skulpturen des Schweizer Fritz Huf (in der Galerie Matthiesen); starke Lebendigkeit und Unmittelbarkeit des plastischen Details schmeicheln sich ein. Das Unglück will, daß nicht sehr weit davon bei Flechtheim das unbestechliche Korsett der Malloischen Figuren sich findet. An ihnen gemessen, erkennt man das Relativ und Vorübergehende des Huffschen Naturalismus. Es steht aber nicht so, daß man ohne das hohe Beispiel Mallois nun etwa Huf für einen großen Bildner halten könnte. Er ist nicht schwer zu durchschauen; aber das Einschmeichelnde seiner Naturnähe und Sinnlichkeit muß auch dem Befangenen vor jenem Großen zu Schaum gewinnen. Man darf sich nur das Schematische in der Wirkung des prächtigen hochheiligen Modells klar machen, dessen Reize er nicht müde wird, für sich sprechen zu lassen.

Bei Nierendorf stellt Georg Schrimpf Landschaften und Figurenbilder aus. An Umfang des Gegenstandes ang, wirken sie in die Tiefe durch die Innigkeit ihres Gefühls, das Mädchen gestalten wie Landschaften durchdringt. Man könnte sie langweilig nennen; es geschieht absolut nichts auf diesen Tafeln, Mensch, Tier und Band verharren in gleichmäßig starrer Beschaulichkeit. Aber man müßte dann auch Caspar David Friedrich und Karl Haider langweilig nennen. Schrimpf gehört zu diesen Meistern der Stille, die den Atem anhält und uns an Sphärenmüßigkeit glauben läßt. Man ist sehr weit entfernt von der Bildmalerei der Impressionisten und ebenso weit von den Erregungen der Ausdruckskunst und des Verismus. Er ist eine durchaus deutsche Empfindung, die hier Gestalt gewinnt. Formal bleibt diese Kunst beim exakten und klaren Umriß und größter Deutlichkeit für Nähe und fernste Welt; ihre Farben sind die lokal umgeborenen der Primitiven, sie kosten den Dingen selber an, sind nicht abgelent von Lichtbedingungen und nicht subjektiv phantasiert; daher die saubere, jedem zugängliche Uberschaubarkeit der Bilder. Dem Gehalt nach ist hier Anschaulichkeit mit einem Einschlag schlechter Gefühlsromantik gemischt; das Wohlwoll-Heitere eines ungetrübten Daseins, einer stillen in sich ruhenden Stille ist Gegenstand der Schrimpschen Bilder, und dieser Inhalt bedient sich einer vollkommen entsprechenden Form. Gesagt ist wenig, aber wie es gesagt wird, bringt zum Herzen. Das gilt besonders von den schönen weiten, ruhvollen Landschaften aus Oberbayern.

Schrimpf hat ein bewegtes Leben voll Mühsal und Abenteuern hinter sich; mit seinem Freunde Oskar M. Graf war er in die Unruhen der Münchener Revolutionszeit, mehr passiv als teilnehmend, verstrickt, und wie wenig ihn innerlich der Kampf mit Armut, Tod und Wanderburschennöten angeht, beweist die Tatsache, daß er schon 1918, als einer der ältesten, von den Erregungen abstrakter und tubistischer Kunst zur Darstellung sachlicher Alltäglichkeit abgewandert ist. Mancherlei verbindet ihn geistig mit dem gleich ihm aus dem Bädergewerbe gekommenen Graf. Die ungedrochene Volkskraft seiner Abstammung hat er sich gleich jenem auf glückliche Weise in seine Kunst hinübergerettet.

Dr. Paul F. Schmidt.

Bernhard Diebold über Kaiser.

Eine Matinee im Theater in der Königgräber Straße.

Neben Diebold, dem Frankfurter Kritiker, wirken Walter Brand, Theodor Voos und Fritz Kortner, die sich nachher um den Dramatiker Georg Kaiser bemühen, wie Menschen mit geheimräthlichen Falten. In Diebold ist komödiantisches Blut. Freude am Sprechen und an geistlichen Konstruktionen. Diebold ist der Schauspieler der temperamentoollen Gestalten, der Arienfänger, während die anderen sehr korrekt ihr Sprudeln auflegen.

Dieses Bergangen an der Technik, an dem Jonglieren mit einem bekannten Stoff verführt Diebold zu kühnen Uebersteigerungen, geist-

reichen Ueberstärkungen mit dem Thema „Wie ich Georg Kaiser sehe“. Er geht davon aus, Georg Kaiser sei der einflussreichste Dramatiker, ein Dichter, der unerschöpflich ist im Erfinden neuer Sujets. Kurz skizziert er den konstruktiven, fast mathematischen Aufbau der Stücke und versucht dann, für die gedanklichen Probleme einen Generalnennner zu finden und offenbar damit die Sehnsucht des Menschen, alle Dinge ordentlich und sauber zu etikettieren. Allerdings tut er dies nicht mit der Starrmüdigkeit junger Daktel oder mit dozirendem Zeigerfinger, sondern wie ein lebenswürdig skeptischer Mann von Welt, der auch eine andere Lösung zugeben würde.

Geist — Körper, Gehirn — Unterleib sind die Gegenpole, um die für Kaiser alle Erscheinungen kreisen. Der Mensch hat teil an beiden Welten, die sich in ihm keineswegs harmonisch einkaufen. Das ganze dramatische Werk Kaisers variiert diesen Gedanken, und Diebold findet für ihn ebenfalls immer neue, sprachliche Nuancen.

Diese etwas verspätete Feier für den fünfzigjährigen Kaiser zeigt etwas doch ein mit Kenntnissen beladener und sehr seriös und sachlich schreibender Kritiker ein sprühender und durchaus subjektiver Redner sein kam, ein Gentleman mit kultivierten, schauspielerischen Mäßen. F. S.

„Reportage“ von Max Kolpe.

Matinee im Renaissance-Theater.

Max Kolpe schreibt mit hizer Feder unfehlische Gedichte. Mit den grössten Erzeugnissen seiner nüchternen Alltagspoesie hat er sich bereits einen Namen gemacht. Er wird ihn sehr schnell wieder verlieren, wenn er weitere Zeitskizzen vom Kaliber seiner „Reportage“ verfaßt. Es läßt sehr lustig mit der Redaktionsführung bei einem Winkelblätchen an. Dann unternimmt Max Kolpe einen unvorhergesehenen Angriff auf unsere Tränenröhren. Er entrollt ein schreckliches Bild des sozialen Elends unserer Tage. Es packt einen Gerichtsvolkzieher mit wildem Weh, wodurch er sich veranlaßt sieht, aus Mitleid einen kleinen Raubmord zu begehen. Im Verlauf der Matinee ergibt sich, was da für ein dramatischer Unglücksfall passiert ist. Der Verfasser hat Reportage mit Kolportage verwechselt. Für den unheimlichen Bierul sehen sich erste Kräfte ein. Paul Worgan, Willy Schoeffers, Paul Kemp, Hermann Speelmans und viele andere. Dgr.

Wien gegen Furtwängler.

Wilhelm Furtwängler, der gestern Abend im Kleinen Musikvereins-saal das zweite Sinfoniekonzert leitete, wurde beim Betreten des Konzertsaales von einem Teil des Publikums mit starkem Zischen empfangen. Seine Anhänger versuchten durch Beifallskundgebungen das Zischen zu unterdrücken, was aber nicht gelang. Furtwängler machte der Kundgebung durch Ergreifen des Takstodes ein Ende. Der Beifall nach der ersten Symphonie von Beethoven und der vierten Symphonie von Bruckner war wesentlich geringer, als man es sonst bei Furtwängler gewohnt ist.

Volksbühne, Am Mittwoch, dem 12. Dezember, 20 Uhr, veranstaltet die Volksbühne G. B. im Bürgerpalast des Rathauses, Eingang Königstraße, ihren 1. Kautorenabend, an dem Arnold Zweig aus seinen Werken lesen wird.

Spielplanänderung im Theater in der Königgräber Straße. Anstatt des Erfolges von Peter Martin Raubel's Schauspiel „Mossie im Erziehungsbau“ ist die Erhaltung von Gertrud Engel's Schauspiel „Loboggan“ nochmals beschlossen worden. Der Aufhebungstermin wird noch bekannt gegeben. Mossie im Erziehungsbau“ geht daher an allen Tagen dieser Woche bis einschließlich Montag, den 17. um 20 1/2 Uhr, in der Premierenbelegung in Szene. Die für „Loboggan“ gekauften Eintrittskarten werden an der Kasse umgetauscht oder eingelöst.

Ulrich Böhm spricht für Max Tob und Ute Toller-Schüler, die am Mittwoch, dem 12. Dezember, abends 8 Uhr, auf Einladung des Verbandes Deutscher Dramatiker im Venedigsaal des Derrndorfer aus ihren Werken lesen, einleitende Worte. Max Tob liest aus seinem letzten erscheinenden Roman „Jaubereich der Liebe“.

Die meinen Weg kreuzten.

Begegnungen und Erinnerungen von Luise Kautsky.*)

Im Sommer 1880 lernte ich den Vater Hans Kautsky kennen und durch ihn wurde ich mit seiner Mutter Minna Kautsky bekannt. Die Begegnung mit diesem Herrn sollte von entscheidendem Einfluß auf mein künftiges Leben werden.

Trotz ihrer 44 Jahre war sie eine schöne, jugendlich lebhaft, energische Frau, die mich von allem Anfang an völlig gefangen nahm. Es war eine neue Welt, in die sie mich einführte oder besser gesagt, zu der sie mich weit die Tore öffnete. Denn durch einen Spalt hatte ich in sie schon immer sehnsüchtig hineingeblickt, in diese Welt des Schönen, der Kunst, der Literatur, der Wissenschaft, der Freiheit. Jüngling schon war in mir der Sinn für Lesen und Lernen geweckt.

1. Oktober 1886

41 Marknad Park Road.

London, G. W.

Karl Marx an Minna Kautsky

Ich habe Ihre Briefe sehr lieb für mich gelesen. Sie sind sehr schön.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Gute Nacht.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

Ich habe sie sehr lieb, und ich habe sie sehr lieb.

eigenen Partei, ähnlich publizistische Erfolge beschieden gewesen, wie dieser zweifellos geschickten, aber immerhin recht leichten Schriftstellerin. Denn wenn die Marxistin auch schriftstellerische Begabung, große Routine und vor allem eine packende, fesselnde Schreibweise besaß, den großen modernen Problemen, die um jene Zeit aufgingen, die Gemüter und vor allem die der Frauen aufs lebhafteste zu bewegen, stand sie völlig interesselos gegenüber und gerade diese Fragen waren es, an die Minna Kautsky mutig und mit tiefem sittlichen Ernst herantrat.

Aber das Sozialistengesetz hemmte mehr als ein Duzend Jahre ihren Aufstieg in der Öffentlichkeit, und als es endlich 1890 von der mächtigen Welle des Volkszornes hinweggefegt wurde, da redete die neue Schriftstellerwelt schon wieder in ganz anderen Tönen als vorher, da wühlte die inzwischen mehr als fünfzigjährig Gewordene den neuen Verhältnissen gegenüber sich wieder völlig neu einstellen.

Der beispiellose Aufschwung der Partei wurde ihr jedoch zum mächtigen Ansporn und in rascher Folge schuf sie eine Reihe größerer Arbeiten, die nicht nur deutsch erschienen, sondern auch in viele fremde Sprachen übersetzt wurden, so daß ihr Name auch bei der lesenden Arbeiterschaft im Ausland Klang hatte.

Minna Kautsky hat dem Proletariat aller Völker jahrzehntelang beste geistige Nahrung vorgelegt, noch heute trifft man im Feuilleton von deutschen, nordböhmischen und nordischen Parteiblättern ab und zu auf den Abdruck eines oder des andern ihrer Romane, nur in ihrer österreichischen Heimat ist sie, sehr zu Unrecht, fast vergessen — der Prophet, der nichts im eigenen Vaterlande gilt.

Ihre größeren Werke: „Victoria“, „Die Alten und die Neuen“, „Helene“, „Der Pariser Garten“, „Am Vaterhaus“, sind nicht nur von starkem Ethos getragen, es wohnt ihnen auch lebensbejahender Optimismus inne; stets gewähren sie Ausblick in die Welt des kommenden Sozialismus, dessen Verwirklichung und Verherrlichung sie ihr ganzes Leben und Streben weihete.

Zum Glück hat es Minna Kautsky noch bei Lebzeiten an Anerkennung nicht gefehlt. Kein geringerer als Karl Marx schrieb ihr nach der Lektüre des „Stephan vom Grillenhof“ warme Worte des Lobes und des Dankes für ihr tapferes Buch. Und Marie Ebner-Eschenbach, eine der ganz großen in der österreichischen Dichterdwelt, mit der sie eine innige Freundschaft verbund und zu der sie voll Bewunderung emporjah, hörte ich gar oft zu ihr sagen: „Ja, wenn ich Ihre dramatische Ader hätte, was könnte ich da erst leisten!“

Minna Kautsky hat auch ein paar gute, erfolgreiche Theaterstücke geschrieben, von denen eines — die „Eder-Nipi“ — im Raimund-

theater gespielt wurde. Aber sie hat es nie verstanden, sich mit Theaterdirektoren, Regisseuren und gar mit der Kritik auf guten Fuß zu stellen. Dazu war sie zu ungeduldig, zu temperamentvoll und vor allem zu wenig geneigt, irgendwelche Konzessionen zu machen. Versöhnend mit diesen etwas schroffen Seiten ihres Wesens wirkte ihr goldener Humor und eine liebenswürdige Heiterkeit, von der ihre ganze Lebensauffassung durchdrungen war.

Und von allen diesen Eigenschaften sollte nach ihren mütterlichen und insafgedessen wohl nicht ganz unparteiischen Schüderungen der Lieblingssohn Karl ein Teilchen abbekommen haben, so daß auf ihn das schöne Goethe-Wort anwendbar sein mußte, er habe „vom Witterchen die Frohnatur, die Lust zum Fabulieren“ ererbt.

Mit welcher Spannung ich daher einer Begegnung mit diesem Ausbund an Tugend und Weisheit entgegenjah, läßt sich denken.

*O wie herrliche Gesell-
schaft hat man 'Victoria'
während meiner Krankheit
gelesen!*

Freudens Frau Maria

Maria von
Ebner-Eschenbach

an die Freundin
Minna Kautsky.

Es sollte noch eine geraume Zeit vergehen, ehe ich Karl kennenlernte. Erst im Winter 1884/85 traf ich ihn das erste Mal in seinem Elternhause. Unser Beisammensein war damals nur ein kurzes und flüchtiges. Er stand am Vorabend einer längeren Reise, war sehr vergnügt und machte nach seiner Gewohnheit viele schlechte und manche gute Witze. Mir blieb kein besonders nachhaltiger Eindruck von ihm. Erst vier Jahre später kam er zu länger dauerndem Aufenthalte nach Wien und da lernten wir uns näher kennen und knüpften das Band, das uns fürs Leben vereinigen sollte.

Die ersten Genossen, mit denen mich mein Verlobter bekannt machte, waren Viktor Adler und dessen Frau Emma, von deren Schönheit und Anmut ich ganz bezaubert war.

Beide brachten der noch Jagdhafnen und Schüchternen so viel Güte entgegen, daß ich mich bald bei ihnen zu Hause fühlte.

(Fortsetzung folgt.)

Das Damenhemd zu 90 Pfennig.

Die Elendslöhne in der Heimindustrie.

Heimarbeit — Elendsarbeit, das waren noch bis vor einem Jahrzehnt und sind es vielfach noch heute gleiche Begriffe. Trotzlose Wohnungsverhältnisse, schrankenlose Ausbeutung von Frauen und Kindern, Siedehut, Not und Entbehrungen waren immer das Kennzeichen der Heimarbeit. Der Heimarbeitertag im Jahre 1904 und die zweite Heimarbeiterausstellung im Jahre 1908 in Berlin gaben der Öffentlichkeit einen Einblick in das Elendsleben der Heimarbeiter. Diese beiden Veranstaltungen rüttelten das öffentliche Gewissen wach und trugen dazu bei, daß die damalige Regierung dem Heimarbeitertum zu begegnen suchte.

Am 1. April 1912 trat ein Hausarbeitsgesetz in Kraft, das aber wegen seiner Unzulänglichkeit und laichen Handhabung an den Verhältnissen wenig änderte. Erst in der Nachkriegszeit ist es den Gewerkschaften gelungen, auch in den Heimindustrien — jedoch nicht überall — Wandel zu schaffen. Die

Kollektive Regelung der Lohn- und Arbeitsverhältnisse

hat auch schon in diesen Heimindustrien Einzug gehalten. In den Industrien oder Industriegebieten, wo die Heimarbeiterschaft gewerkschaftlich gut organisiert ist, gehören die Bettelverdienste und übermenschlich langen Arbeitszeiten der Vergangenheit an, was mit aller Deutlichkeit die letzte Heimarbeiterausstellung im Jahre 1925 in Berlin zeigte.

Wo die Gewerkschaften aber noch nicht Fuß fassen können, sieht es auch heute nicht viel besser aus als vor zwanzig Jahren. Und das trifft nicht etwa nur für die bekannten Heimarbeitengebiete im Erzgebirge und anderwärts zu, sondern ebenso für die Großstädte. Auch in Berlin gibt es heute noch tausende von Frauen, die vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht hinein emsig die Hände rühren und ihre Rücken beugen für einen Schandlohn, der kaum dazu reicht, das zum Leben Notwendigste zu beschaffen. Und während sich diese bedauernswerten Frauen Tag für Tag, Woche für Woche abrackern für Bettelverdienste, schneit ihre „Brotgeber“ Gewinn über Gewinn und — kagen über die schlechten Zeiten und die Begehrtheit der Arbeiterschaft. In der standalösen Beziehung der Heimarbeiterinnen unterschneiden sich die großen Häuser nicht im geringsten von den kleineren und allerkleinsten Firmen. So kümmert sich die Abteilung für Wäsche und Trikotagenunterkleider in einem großen Kaufhaus bei der Vergütung von Heimarbeit den Leuten weder um die gesetzlichen Heimarbeitelöhne noch um den vom Fachauschuß festgesetzten Rähmetertarif. Der gesetzliche Mindestlohn für die Heimarbeiterrinnen beträgt zurzeit 54 Pf. je Arbeitsstunde. In der genannten Abteilung werden aber die Arbeiterinnen schon an die Zwischenmeister zu Preisen vergeben, die diesen noch nicht einmal den Heimarbeitertundenlohn von 54 Pf. sichern.

So erhält z. B. der Zwischenmeister für das billigste Hemd, zu dessen Herstellung etwa 25 bis 30 Minuten nötig sind, nur 12 bis 15 Pf. Da der Zwischenmeister natürlich auch an den Arbeiterinnen, die er an die Heimarbeiterrinnen weitergibt, verdienen will, kann man sich leicht ausrechnen, was die Heimarbeiterrin für solch ein Hemd

erhält. Im Höchsthalle bekommt sie 8 bis 12 Pf. pro Stück, so daß sie einen

Stundenverdienst von 16 bis 25 Pf.

erzielt. Wenn man diese Methoden kennt, zerbricht man sich nicht den Kopf darüber, wie ein Damenhemd für 90 Pf. verkauft werden kann.

In der Damenbekleidungsbranche herrschen fast die gleichen Zustände. Der Zwischenmeister erhält hier z. B. für ein elegantes Kleid, das mindestens 15 Stunden erfordert, 6,75 Mark, also pro Stunde 45 Pf. Die Werkstattarbeiterinnen dieser Branche haben einen tariflichen Anspruch auf einen Stundenlohn von 50% Pf. und die Heimarbeiterrinnen einen solchen von 57 Pf.

Wie ist es nun möglich, werden viele fragen, daß sich in der heutigen Zeit überhaupt noch Arbeiterinnen finden, die für einen solchen Hungerlohn arbeiten? Die Frage ist nicht schwer zu beantworten. Die Frauen nehmen diese Arbeit an,

weil sie die Not dazu preßt.

Es sind viele Frauen darunter, deren Männer nicht soviel verdienen, um ihre Familie ausreichend ernähren zu können. Kinder hindern die Frauen daran, besser bezahlte Arbeit in einer Fabrik anzunehmen. Oder es sind Frauen, die einmal bessere Tage gesehen und keinen Beruf erlernt haben oder schon zu alt sind, um eine andere Stellung zu bekommen. Kurzum, das große Heer der Heimarbeiterrinnen setzt sich zusammen aus Frauen und Mädchen, die um ihrer oder ihrer Angehörigen Existenz willen schaffen müssen. Und dennoch hätten sie alle es nicht nötig, für ein Spottgeld zu arbeiten, wenn sie sich einer

der freigewerkschaftlichen Organisationen anschließen

würden, die für ihre Branche zuständig ist. Die für die Gewerkschaft gezahlten Beiträge würden sich bald durch eine bessere Entlohnung vielfach bezahlt machen.

Da nun aber die Heimarbeiterrinnen selbst nicht die Kraft aufbringen, ihr Schicksal in andere Bahnen zu lenken, ist es Pflicht der gesetzgebenden Körperschaften, der Lösung des Heimarbeitertums einmal näher zu treten. Allerdings haben wir Dank der Bemühungen der Gewerkschaften seit dem 23. Juni 1923 ein neues Hausarbeitsgesetz, das in vielen Punkten bedeutend besser ist als das Gesetz vom Jahre 1912. Dieses Gesetz ist seit seinem Bestehen jedoch von den Aufsichtsbehörden so laß durchgeführt worden, daß sich heute kaum noch ein Fabrikant danach richtet. Die von den Fachauschüssen festgesetzten Mindestlöhne, Rähmetertarife und andere Bestimmungen des Gesetzes existieren eben größtenteils nur auf dem Papier. Die durchgreifende Verbesserung des Hausarbeitsgesetzes ist daher ein dringendes Gebot der Stunde. Die Forderungen hier im einzelnen auszuführen, würde zu weit führen. Sie sind von den Gewerkschaften schon des öfteren den zuständigen Stellen unterbreitet worden. Jedenfalls kann es nicht mehr länger angehen, daß tausende von Volksgenossinnen einer Schicht von Unternehmern zur schrankenlosen Ausbeutung überliefert werden.

Otto Schindler.

worden. Mein Großvater, der bis ins späte Alter Lehrer von Beruf und mit ganzer Seele gewesen war, hatte an mir stets eine dankbare und lernbegierige Schülerin gefunden, die aus der Schule seiner Weisheit mit durstigen Jügen trank. Als er 84jährig starb, war ich wohl erst 10 Jahre alt, aber die Vorliebe, so Leidenschaft für Bücher hatte er mir unaussprechbar eingepflanz: es war ein empfänglicher Boden, den Minna Kautsky vorband, als ich mich mit der ganzen enthusiastischen Bewunderung meiner 16 Jahre an sie anstieß. Sie verstand es, meinem geistigen Hunger gesunde Nahrung zu verschaffen, den Sinn für alles Gute und Schöne in mir zu stärken und vor allem mein stark ausgeprägtes soziales Interesse kräftig zu fördern.

Sie nahm mich nicht nur zu künstlerischen Veranstaltungen aller Art mit, sondern sie war es auch, die mich zuerst in die Versammlungen unserer Partei führte und mir dadurch den Sinn für das politische Leben erschloß.

Ich wurde rasch zu ihrer Vertrauten, zu ihrem „liebsten Kind“, wie sie mich oft nannte.

Und da ergab es sich von selbst, daß ihr Mund von dem überfließte, was ihr Herz überquoll war: von dem Lob ihres geliebten, ältesten Sohnes Karl, der damals fern von Wien in der Schweiz weilte, und daß sie mir nicht genug von seinem Wirken und Schaffen im Dienste des Sozialismus erzählen konnte. Sie gab mir seine Bücher erschienenen Schriften und Artikel zu lesen und führte mich allmählich in seine Ideenwelt ein, für die ich ein um so wärmeres Interesse begte, als ich schon früher bei der Wahl meiner Lesart mich ernsteren sozialen Problemen zugewendet hatte, wie ich sie besonders bei russischen Autoren fand.

Niemand wäre zu meiner Führerin und Leiterin geeigneter gewesen als diese Frau, die selbst noch mit jugendlicher Begeisterung und mit dem Eifer einer Lernenden an der Hand des geliebten Sohnes das Wunderland des Sozialismus betreten hatte.

Was ihrem Wesen den mitreißenden Schwung verlieh, war der Umstand, daß sie große dichterische Begabung besaß, die stürmisch nach Aeußerung verlangte. Und da war es rührend zu sehen, wie diese reife Frau, die es schon mit 36 Jahren zur Würde einer Großmutter gebracht hatte, unablässig bemüht war, die von ihr schmerzlich empfundenen Lücken ihrer Bildung durch eifriges Studium auszufüllen. War sie doch in engen, ja kümmerlichen Verhältnissen aufgewachsen, so daß sie nur ein paar Volksschuljahren habe besuchen können. Nur mühsam durch eigenen Fleiß hatte sie sich die elementarsten Kenntnisse aneignen können, die sie für den von ihr in höchster Jugend erwählten Beruf als Schauspielerinnen brauchte. Denn durch ihren Vater, der als Dekorationsmaler am Ständischen Theater in Prag tätig war, wurde sie in engste Berührung mit der Bühne gebracht und ihr starkes schauspielerisches Talent trieb sie schon in ihren jungen Jahren auf die Bretter, die die Welt bedeuten. Als jugendliche dramatische Liebhaberin studierte sie mit Feuerzifer die Klassiker, und wenn auch schwere Krankheit sie zwang, schon mit 22 Jahren der Bühne zu entsagen, so war doch durch ihr ernstes Studium der dramatischen Weltliteratur schon Grundlage zu ihrer späteren umfassenden Bildung gelegt. Darauf gestützt, mochte sie sich später auf das Gebiet der Schriftstellerin.

Vor das deutsche Arbeiterpublikum trat sie in ihrem 40. Lebensjahr mit ihrer ersten reifen Schöpfung, dem Roman „Der Stephan vom Grillenhof“, den die „Neue Welt“, das in großer Auflage erscheinende Unterhaltungsblatt der deutschen Sozialdemokratie, im Jahre 1877 erstmalig veröffentlichte. Er brachte ihr einen großen Erfolg. Hätte nicht ein Jahr später das über Deutschland verhängte Sozialistengesetz die deutsche sozialdemokratische Presse und über die deutschen Deutschlands hinaus wirkend auch die österreichische Lahnweg und teilweise gänzlich am Erscheinen verhindert, so wären Minna Kautsky, die man zu ihrem Verdruß oft die sozialistische Marxistin nannte, vielleicht in weiteren Kreisen als in denen der

*) Aus dem österreichischen Arbeiter-Kalender 1920.

Die Blau-Hand

ROMAN VON EDGAR WALLACE
INS DEUTSCHE ÜBERTRAGEN VON RAVI RAVENDRO

(20. Fortsetzung.)

Da habe ich also ein weiteres Familiengeheimnis kennengelernt, dachte sie, aber sie hatte auch schon die Knochen und schrecklichen Präparate gesehen, die Digby in dem Schrank aufbewahrt. Sie wäre gern fortgegangen, wie Mrs. Weatherwale, aber Digby Groat hatte andere Pläne, von denen sie nichts wusste.

Diese Pläne reiften, und er dachte gerade wieder darüber nach, als laut an die Haustür geklopft wurde.

„War das ein Telegramm für mich?“ fragte er.

„Nein, für mich,“ sagte Eunice. Er brauchte nicht zu fragen, von wem sie eine Botenschaft erhalten hatte, denn ihre leuchtenden Augen und ihr Erdröten verrieten alles.

24.

„Jim!“
Eunice lief mit ausgestreckten Händen quer über den grünen Rasen, trotzdem sie wusste, daß es heller Tag war und viele Spaziergänger im Park sie beobachteten.

Jim nahm ihre beiden Hände, und sie fühlte sich glücklich. Dann sprachen sie zugleich, entschuldigend sich beide und einer unterbrach den anderen mit dem Bekenntnis eigener Reue und Zerknirschung.

„Jim, ich werde Mrs. Groat's Haus verlassen,“ sagte sie, als sie sich etwas beruhigt hatte.

„Gott sei Dank!“

„Sie sagen das ja so festerlich?“ fragte sie lachend. „Glauben Sie denn wirklich, daß ich irgendwie in Gefahr schwelge?“

„Ich weiß, daß Sie es noch sind.“

Sie hatte ihm so viel zu erzählen, daß sie gar nicht wusste, wo sie anfangen sollte.

„Waren Sie sehr traurig, daß wir uns nicht gesehen haben?“

„Die Tage sind tot und auf dem Rasen ausgefrischen. Aber bevor ich es vergesse — Mrs. Weatherwale ist schon wieder fort!“

„Mrs. Weatherwale?“ fragte er erstaunt.

„Ach so, ich habe Ihnen die Geschichte ja noch gar nicht erzählt, ich habe Sie ja gestern nicht gesehen. Mrs. Groat hatte mir den Auftrag gegeben, an diese Frau zu schreiben. Sie ist eine alte Freundin von ihr und hat sie, zu ihr zu kommen und bei ihr zu bleiben. Ich glaube, Mrs. Groat hat große Angst vor Digby.“

„Und ist sie gekommen?“

„Ja, aber sie ist nur eine Stunde geblieben. Mr. Groat lehnte sie ohne alle Umschweife wieder auf die Straße. In dem Hause geht es wirklich nicht sehr lebenswürdig zu. Die liebe, alte Mrs. Weatherwale haßt Digby furchtbar. Sie war reizend zu mir und nannte mich „Liebling“.“

„Wer könnte Digby Groat lieben? Erzählen Sie bitte weiter. Hat sie denn irgend etwas über ihn gesagt?“

„Sie ist in alles eingeweiht, sie kennt auch die Geschichte von Estremada, dadurch ändert sich übrigens doch auch die ganze Sache mit dem Testament?“

„Nein, Digby bleibt immer ihr Sohn. Wenn sie das Geld erst einmal besitzt, ist das ganz gleich. In dem Testament ist nicht ausdrücklich gesagt, daß er der Sohn von John Groat ist, und die Tatsache, daß er vor ihrer Ehe geboren wurde, berührt die Sache nicht.“

„Wann werden denn die Groat's in den Besitz des großen Vermögens kommen?“

„Am nächsten Donnerstag,“ sagte Jim mit einem schweren Seufzer. „Und ich habe noch nicht die geringste gefühlige Handhabe, um es verhindern zu können.“

Er hatte ihr noch nichts davon erzählt, daß er Lady Mary Danton getroffen hatte, denn das war nicht allein sein Geheimnis. Auch konnte er ihr nicht mitteilen, daß Lady Mary die Dame war, die sie gewarnt hatte.

Als sie weiter durch den Park gingen, erkannte Eunice, daß er sich noch immer mit dem alten Problem beschäftigte.

„Ich habe ein ganz bestimmtes Gefühl, daß Sie irgendwie mit der Dantonschen Erbschaft verknüpft sind, Eunice.“

Sie lachte und hing sich an seinen Arm.

„Jim, ich möchte wirklich niemand anders sein, als der ich bin. Ich habe meine Mutter sehr lieb gehabt und habe sehr um sie getrauert, als sie starb. Auch mit meinem Vater stand ich sehr gut.“

„So, es ist eine phantastische Idee, und ich kann meine Vermutung angesichts der Tatsachen nicht aufrechterhalten. Ich habe einen Freund in Rapsstadt, der auf meine Bitte hin Nachforschungen angestellt hat.“

„Eunice Mary Weldon,“ sagte sie lachend. „So können Sie also Ihren schönen Traum aufgeben!“ Sie wußten auf die andere Seite der Straße gehen und warteten, bis ein Wagen vorbeigefahren war. Der Herr, der darin saß, grüßte.

„Wer was das?“ fragte Jim.

„Digby Groat,“ sagte sie lächelnd, „mein beinahe früherer Vorgesetzter! Aber Jim, wir wollen nicht in ein Lokal gehen, um Tee zu trinken. Können wir nicht zu Ihrer Wohnung gehen? Ich würde sie so gerne einmal sehen.“

Er war unerschrocken.

„Es gehört nicht zum guten Ton, daß Junggefallen eine junge Dame zum Tee in ihre Wohnung einladen.“

„Ach, darüber brauchen Sie sich keine Kopfschmerzen zu machen. Das kommt jeden Tag vor, nur spricht man nicht darüber.“

Seine Wohnung gefiel ihr außerordentlich gut. Sie legte ihren Mantel ab und machte sich in der kleinen Küche zu schaffen.

„Sie haben mir doch erzählt, daß es eine ganz kleine Wohnung ist — mit blankem Fußboden,“ sagte sie vorkurios, als sie das Tischchen auslegte.

„Am hatte sich in keinen großen Stuhl gesetzt und konnte sich nicht satt an ihr sehen. Er brauchte weiter nichts, um glücklich zu sein. Er hätte immer so sitzen mögen und ihr zusehen, wie sie von einem Raum in den anderen eilte. Der Klang ihrer frischen Stimme war liebliche Musik für ihn und selbst als sie ihn immer wieder rief, um ihr die vielen Andenken zu erklären, die an den Wänden hingen, war der Zauber noch nicht gebrochen.“

„Alles ist hier so sauber,“ sagte sie, als sie den Tee hereinbrachte. „Das haben Sie doch nicht alles selbst gereinigt und gepuht, all das Messinggeschirr und das Porzellan?“

„Eine ältere Frau kommt jeden Morgen um halb acht und bringt alles in Ordnung.“

„Dort fährt ein Zug!“ Sie sprang auf und trat an das Fenster, als ein D-Zug den Abhang hinunterfuhr. „Aber Jim, sehen Sie doch einmal die Jungen da drüben,“ sagte sie starr vor Schrecken.

Quer über die Eisenbahnschienen, nur von zwei starken Masten getragen, liefen Telephondrähte, und einer der kleinen, nichtsnutzigen Kerle schwang sich Hand über Hand an den Drähten über die Eisenbahnlinie hinweg, zur größten Freude seiner Kameraden, die drüben auf der anderen Seite auf einer Mauer saßen.

„Dieser kleine Teufel,“ sagte Jim bewundernd.

Ein anderer Zug kam in entgegengesetzter Richtung ebenfalls in großer Geschwindigkeit vorbei. Die Telephondrähte hatten unter dem Gewicht des Knaben soweit nachgegeben, daß er die Beine hochziehen mußte, um nicht die Oberfläche der Wagen zu berühren.

„Wenn die Polizei ihn erwischt,“ sagte Jim, „bekommt sein Vater eine Geldstrafe von zwanzig Schilling. Aber in Wirklichkeit verdient der Junge eine Auszeichnung. Später wird er einmal Gelegenheit haben, seine Furchtslosigkeit in einer wirklichen Gefahr zu zeigen.“

Sie mußte lachen.

„Sie sind ein sonderbarer Mann,“ meinte sie. Dann schauten sie beide wieder hinaus und beobachteten den Jungen, der glücklich die jenseitige Mauer unter dem Brado der anderen erreicht hatte.

„Nun wollen wir aber auch unseren Tee trinken, denn ich muß wieder nach Hause.“

Sie hatte gerade die Tasse an ihre Lippen gesetzt, um zu trinken, als sich die Tür öffnete und eine Frau hereintrat. Eunice hatte sie nicht kommen hören und merkte ihre Anwesenheit erst, als sie „Jim“ sagte. Die Frau an der Tür war sehr schön, das sah Eunice sofort. Ihr Alter konnte man nicht erkennen, denn die

Zeit hatte keine Runzeln in ihr schönes Gesicht gegraben, und die wenigen grauen Haare ließen sie nur um so interessanter erscheinen. Einen Augenblick sahen sich die beiden Frauen in die Augen.

„Ich komme nachher wieder, es tut mir leid, daß ich Sie jetzt gefürt habe.“ Mit diesen Worten verließ die Dame das Zimmer wieder.

Ein peinliches Schwelgen folgte. Jim versuchte dreimal zu sprechen und sich zu entschuldigen, aber jedesmal brach er wieder ab, da er die Unmöglichkeit ein sah, Eunice alles zu erklären. Er konnte ihr doch nicht sagen, daß die Dame, die sie eben gesehen hatte, Lady Mary Danton war.

„Sie hat Sie Jim genannt,“ sagte Eunice langsam. „Ist sie vielleicht eine Freundin von Ihnen?“

„Ja, ja,“ sagte er verlegen, „es ist meine Nachbarin, Mrs. Jane.“

„Aber Sie haben mir doch erzählt, Mrs. Jane leide an Lähmung und könne nicht aufstehen, sie habe seit Jahren ihre Wohnung nicht verlassen?“

Jim war ratlos.

„Sie hat Sie Jim genannt — sind Sie sehr eng mit ihr befreundet?“

„O ja, wir sind gute Freunde,“ erwiderte Jim heiser. „Ich möchte Ihnen erklären, Eunice —“

„Wie ist sie denn nur in die Wohnung gekommen?“ fragte das Mädchen und runzelte die Stirn. „Sie muß doch selbst aufgeschlossen haben? Hat sie denn einen Schlüssel zu Ihrer Wohnung?“

Jim wußte nicht, was er sagen sollte.

„Ich möchte wissen, ob sie einen Schlüssel hat, Jim!“

„Ja, sie hat einen Schlüssel. Ich kann Ihnen im Augenblick keine nähere Erklärung geben, Eunice, aber Sie müssen —“

„So, ich verstehe. Sie ist sehr schön. Finden Sie nicht auch?“

„Ja, sie ist wirklich schön,“ erwiderte Jim, der sich immer etwas der fühlte. „Sehen Sie, wir haben miteinander geschäftliche Dinge zu besprechen. Und ich bin doch so häufig nicht in meiner Wohnung und dann spricht sie von meinem Telephon aus. Sie hat nämlich kein eigenes Telephon. Verstehen Sie jetzt, Eunice?“

„Ja, ich verstehe — und dabei nennt sie Sie Jim.“

„Wir sind doch gute Freunde,“ rief er verzweifelt. „Eunice, Sie werden doch dieser Sache nicht eine andere Bedeutung untergeschoben wollen?“

„Ich nehme an, daß alles in Ordnung ist, Jim,“ sagte sie schließlich und schob ihren Teller zurück. „Ich glaube, ich kann auch nicht länger bleiben. Bitte, begleiten Sie mich nicht nach Hause, ich möchte lieber allein sein.“

Jim dachte, daß Lady Mary ausgerechnet in diesem Augenblick kommen mußte. Und er dachte auf sich selbst, daß er nicht die ganze Sache einfach aufgetischt hatte, selbst auf die Gefahr hin, Lady Mary zu verraten.

Durch seine Veruche, alles anders darzustellen, hatte er sich nur immer verdächtiger gemacht. Jetzt schwieg er ganz, als er sich in den Mantel haßte.

„Soll ich Sie nicht doch nach Hause begleiten?“ fragte er schwach. Sie schüttelte nur schweigend den Kopf.

Als sie aus der Wohnung traten, stand die Wohnungstür von Lady Mary auf und man hörte, wie ein Telephon klingelte. Eunice sah Jim ernst und traurig an. (Fortsetzung folgt.)

WAS DER TAG BRINGT.

Vom deutschen Amtsstil.

Wenn ein Oberbayer nach Hamburg kommt und den harten Dialekt, der dort gesprochen wird, nicht versteht, so ist das begreiflich. Man sollte jedoch meinen, daß für alle einigermaßen gebildeten Menschen unseres Vaterlandes ein Hochdeutsches eine Verständigungsbasis vorhanden ist, die ein abgesehenes „Raniverston“ ausschließt. Weit gefehlt! In einer Entscheidung des Reichsfinanzhofes findet sich der folgende Gedankenbandwurm als trefflicher Beweis dafür:

„Es besteht Einverständnis darüber, daß, wenn ein Senat eine Sache nach § 46 Abs. 1 L. D. an den Großen Senat verwiesen hat, zur Teilnahme an der Entscheidung außer dem genannten Senat die Senate ein Mitglied in den großen Senat zu entsendenden haben, die der abweichende Senat in der Begründung des Verweilungsbeschlusses als diejenigen bezeichnet hat, von deren angeführten Entscheidungen er abweichen zu wollen erklärt. Unhüben kann jeder andere Senat ein Mitglied entsenden, der behauptet, daß die beabsichtigte Abweichung auch eine solche von einer feiner veröffentlichten Entscheidungen ist.“

Wer's verstanden hat, kriegt 'nen Laster!

Ungarn gegen die Marseillaise.

In den Augen der ungarischen Polizei gilt schon das Singen der französischen Nationalhymne als eine staatsfeindliche Kundgebung, die die öffentliche Sicherheit zu gefährden droht; jetzt hat man dort sogar die Schumannsche Musik beanstandet, weil die letzten Strophen des Liedes „Die beiden Grenadiere“ in die Melodie der Marseillaise ausklingen.

Eine Lehrerin in Sowjetrußland.

Körtlisch aus der „Iswestia“ in Moskau:
„Der Fall trat sich zu in einer Kreisabteilung der Volksbildung des Gouvernements Nischnij Nowgorod... Der Leiter der Abteilung ist gerade dabei, eine arbeitslose Lehrerin anzustellen. Er fragt sie: „Sind Sie in anderen Umständen?“ „Nein.“ „Sind Sie mit niemandem in intimen Verkehr?“ „Nein.“ „Wie stehen Sie zur Ruterschost und zur Abtreibung?“ „Ich bin sowohl gegen das eine als auch gegen das andere.“ „Also gut. Sie erhalten die Anstellung, jedoch nur unter der Bedingung, daß Sie mir eine Garantie dafür geben, daß Sie nicht um einen dreimonatigen Urlaub wegen Schwangerschaft nachsuchen werden.“ „Aber erlauben Sie, ich bin doch verheiratet, ich bin gegen Abtreibung. Wie kann ich Ihnen solch eine Garantie geben? Uebrigens fordern die Sowjetgesetze keine derartige Garantieleistung.“ „Die Sowjetgesetze,“ sagt der Leiter, „das stimmt, die fordern nichts Derartiges, aber der Kreisrat verlangt es. Wir können nicht jede Dummheit bezahlen. Na, gut, ich will Ihnen ein Zugeständnis machen. Sie geben mir die Garantie, daß Sie im Laufe der nächsten drei Jahre nicht schwanger werden.“

Die Lehrerin dachte eine kleine Weile nach und gab dem Leiter der Volksbildungsabteilung die gewünschte Garantie.

Worin die Garantie bestand, darüber sagt die „Iswestia“ allerdings nichts.

Im Namen der Justiz.

Im Justizpalast der Seinstadt hat sich folgende amüsante Geschichte zugetragen. Eine Dame, die nicht wußte, wie sie sich bei dem Richter, der eine sehr heikle Sache in sehr delikater Art für sie günstig erledigt hatte, bedanken sollte, erschien im Zimmer des

Richters mit einem prächtigen Blumenstrauß. Der Richter dankte gerührt durch die freundliche Absicht, erklärte aber, er könne die Blumen nicht annehmen. Diefelbe Haltung nahm der Richter gegenüber ein, ein nicht mehr junger Hogeisold. Die Dame ließ dabei schließlich die Blumen im Zimmer des Gerichtsdieners zurück. Der wußte auch nicht, was er mit ihnen anfangen sollte, da erklarte er eine Schar von Touristen, die gerade bei einer Besichtigung durch den Justizpalast geführt wurden. Ein reitender Gedanke durchquerte sein Gehirn. Er packte die Blumen, eilte auf eine junge und sehr hübsche Ausländerin zu und bot ihr das Bukett mit den Worten dar: „Im Namen der Justiz.“ Diese Fremden dürften zu Hause in begeisterten Worten von der französischen Gerichtsbarkeit sprechen.

Frauenhändler.

Am 27. Oktober verließ das Frachtschiff „Raffia“ Bordoart und nahm den Weg nach Buenos Aires. Während eines Rundgangs stieß der erste Leutnant auf eine verschlossene Tür. Als er sie aufbrechen ließ, fand er in dem Geheimraum zwei Frauen im Alter von 25 und 35 Jahren. Sie hatten Pässe auf die Namen ihrer Verwandten und gaben noch längerem Befragen zu, daß sie der Steuermann und zwei der Schiffskellner in dem Raum verlockt hätten und auch Nacht für Nacht zu ihnen kämen. Nach Auskunft in Buenos Aires wurden der Steuermann und einer der Kellner — der andere war geflüchtet — der Polizei übergeben. Der Steuermann war geständig, die Frauen nach Buenos Aires in ein Bordell verkauft zu haben. Für jede der Frauen sollte er 6000 Franken erhalten. 3000 Franken sollte er für sich behalten, die restlichen 1000 waren für die beiden Kellner bestimmt. Die Frauen wurden nach Frankreich zurückgeschafft. Die französische Polizei jagt nach Komplizen der Mädchenhändler. Also doch Mädchenhändler, wenn auch mit Einwilligung der Mädchen selbst!

Aberglaube, der Verbrecher macht.

Das Städtchen Port im nordamerikanischen Staate Vermont schloß sich unter dem Eindruck eines schrecklichen Verbrechens das finsternsten Aberglaubens entspricht. Der neunzehnjährige William Heß hat gestanden, der Urheber des entsetzlichen Verbrechens zu sein, dem ein Farmer, dessen halbverlohrte Leiche gefunden wurde, zum Opfer gefallen ist. Heß hatte sich zu dem Farmer begeben, um ihn um eine Locke seines Haares zu bitten, der er dringend bedurfte, um den „Woodoo“ zu beschwören, der nach seinen Worten die Familie Heß mit wildem Haß verfolgte. Auf die Weigerung des Farmers schlug ihn der junge Heß mit einem Beil nieder. Dann festsetzte er sein bemußloses Opfer, aber goß den Ohnmächtigen mit Petroleum und zündete ihn an. Die schreckliche Verbrechen erregt deshalb so großes Aufsehen, weil es beweist, in welchem Maß bereits der Kult des „Woodooismus“ Gemüter verwirrt hat, der nun auch in der weißen Bevölkerung Verbreitung findet. Die abergläubische Bevölkerung von Vermont, deren unheilvollen Einfluß man durch Opfer bekämpfen mußte, hat sich unter der schwarzen Bevölkerung Amerikas zu einer Kultus ausgebildet, dessen scheußliche Zeremonien seit geraumer Zeit die Aufmerksamkeit der Behörden erregt haben.

Nichts zu sagen.

„Nun, Gellebter, was hat dein Vater gesagt, als du ihm erzähltest, daß wir uns verlobt hätten?“
„Liebling, er hat — ach, er hat furchtbar — nein...“
„Nun, laß alles Böse und Hößliche fort und erzähle das übrige.“
„Dann bleibt nichts mehr zu erzählen übrig...“

Das nennt man Gotteslästerung!

Zeichner George Grosz und Malerverlag auf der Anklagebank.

Die Kirche ist in Gefahr. Der Staatsanwalt schwingt den Gotteslästerungsparagraphen. Auf der Anklagebank vor dem Schöffengericht Charlottenburg sitzen heute der Zeichner George Grosz und der Vertreter des Malerverlags Herzfeld; sie sollen die „Einrichtungen der christlichen Kirche“ (Christusverehrung, Predigeramt, Priesteramt) öffentlich beschimpft haben.

Der Zeichner George Grosz, Schöpfer des Werkes „Das Gesicht der herrschenden Klasse“, hatte im Auftrag der Berliner Biscator-Bühne Entwürfe zu „Schweigt“ hergestellt. Sie erschienen im Malit-Verlag als Mappe von 17 Zeichnungen; „Hintergrund“. Hintergrund des mörderischen Weltkriegs mit seiner Bestialität und Hauelei, seinem Pharisäertum und seinen verlogenen Phrasen. Drei von diesen 17 Zeichnungen erregten Anstoß. Die Abteilung Ia des Berliner Polizeipräsidiums beschlagnahmte sie, die Staatsanwaltschaft eröffnete ein Ermittlungsverfahren.

Gegen die Beschlagnahme dieser drei Zeichnungen hatte der Verteidiger Dr. Apfel beim preussischen Justizminister Beschwerde eingelegt; er hatte u. a. gerügt, daß vor der Beschlagnahme der Kunstauschuss beim Polizeipräsidium nicht gefragt worden war. Er erhielt den Bescheid, daß laut einer Verfügung des Ministeriums der Kunstauschuss nur gefragt werden müsse, wenn es sich um den § 184 des Strafgesetzbuches handle oder wenn die Ruhe, Sicherheit und Ordnung gefährdet sei. Der Schutzverband deutscher Schriftsteller und der Reichsverband bildender Künstler Deutschlands haben dagegen in einem Gutachten an das Schöffengericht Charlottenburg ihr Bedauern darüber ausgesprochen, daß der Kunstauschuss nicht gefragt worden sei. Wäre das geschehen, befagt das Gutachten, so wäre die Anklage vermutlich überhaupt nicht erhoben worden. Denn die Blätter in der Mappe „Hintergrund“ seien nichts anderes als ein neues Dokument für die aus tiefem Ethos und reiner Blut ehrlichster Ueberzeugung hervorgegangene freiheitliche Weltanschauung des Künstlers, für einen leidenschaftlichen Trieb, bestehende Schäden und Schiefheiten öffentlicher Zustände und verbreiteter Gesinnungen rücksichtslos anklagend aufzudecken, um an der ersehnten Besserung der menschlichen Verhältnisse aktiv mitzuwirken.

Grosz erläutert.

Als erster gab George Grosz seine Erklärungen ab. Es falle ihm schwer, in Worten auszudrücken, was er durch seine Zeichnungen gesagt habe. Sein Zeichenstil habe eigentlich gedanklich alles erschöpft. Als der Vorsitzende jedoch in ihn dringt und ihn auffordert, zu jeder einzelnen ihm zur Last gelegten Zeichnung Erklärungen zu geben, sagt George Grosz: „Ich habe in Blatt 2 zum Ausdruck bringen wollen, daß man aus der Bibel alles herauslesen kann, was man will. Mit Gott läßt sich alles beweisen. Blatt 9 stellt einen Geistlichen vor, der mit feurigen Zungen immer nur in einer Richtung predigt. Es mag sein, daß das Eben auf der Stiderei mit einem Efel Zehnigkeit hat. Es war eben für mich das Sinnbild der Unschuld.“ Als der Vorsitzende dem Angeklagten vorhält, ob er sich nicht sagen mußte, daß die Unterschrift „Ausrichtung des heiligen Geistes“ religiöse Gefühle beleidigen mußte, antwortet George Grosz: „Ich sehe gewissermaßen eine Aufgabe darin, als Zuchtrute zu dienen, da kümmere ich mich nicht um die Geleze. Ich handle gewissermaßen nach einer Zwangselgebung, ich gebe zu, daß die Mehrheit des deutschen Volkes sich vielleicht beleidigt fühlen könnte. Das beweist ja auch dieser Prozeß. Ich als Künstler bin in der Minderheit. Sie haben die Macht, Sie sind Richter, Sie vertreten die Mehrheit der Menschen, die Sie eingefeht hat.“ Der Vorsitzende will wissen, ob George Grosz sich vielleicht bei seinen Zeichnungen von politischen Gründen habe leiten lassen.

„Nein,“ antwortete der Angeklagte, „ich bin von niemandem beauftragt. Ich habe meinem inneren Empfinden gemäß geschaffen. Der Künstler will seiner Zeit Ausdruck verleihen. In dieser Hinsicht lehnte ich nur die gotische Tradition des Pamphletisten fort. In einer bewegten Zeit wird jeder wahre Künstler, der seiner Zeit Ausdruck verleihen will, politisch. Ich habe das Gefühl, daß viel Unrecht geschieht, daß zu viel Brutalität, zu wenig Liebe herrscht. Mit mir empfindet das so auch eine Minderheit. Diese Empfindung muß aber einen Künstler zum Satiriker machen.“ Der Angeklagte Herzfeld erklärt, daß er sich beim Herausbringen der Zeichnungen nur von künstlerischen und menschlichen Gründen habe leiten lassen. Die Paragraphen kenne er nicht. Es sei auch nicht richtig, daß er religiös fühlende Menschen beleidigt habe, denn die Tatsache des Krieges sei für das religiöse Gefühl so beleidigend, daß dem nicht mehr hinzugefügt werden konnte. Wenn der größte Teil der Menschheit eine christliche Erziehung erhalte, so sehe er darin einen Verberd. Er habe wohl gehofft, daß die Zeichnungen dazu beitragen könnten, eine Aenderung dieses Zustandes zu bewirken. — Der vom Gericht als Sachverständige geladene

Reichskunstwart Redstob

äußerte sich folgendermaßen in seinem Gutachten: George Grosz ist ein Mensch mit ausgeprägten künstlerischen Eigenschaften, der sich seine eigene Form geschaffen hat und unter den Graphikern eine führende Stellung einnimmt. Gerade deshalb mußte er mit den Gesetzen in Konflikt geraten. Das war ja auch bei Klinger der Fall. Seine „gekreuzigte Frau“ wurde als Blasphemie aufgefaßt. Heute tut dies jedoch niemand mehr. Für Grosz war das Erlebnis des leidenden Menschen das Entscheidende. Diesem Erlebnis hat er in seiner ihm eigenen Art künstlerischen Ausdruck verliehen. Der Konflikt mit dem Gesetz war unvermeidlich. Denn die Auffassung des Künstlers deckt sich naturgemäß nicht mit der Auffassung der Allgemeinheit. Diese hängt an den alten Formen, jener stürmt vorwärts. Sehr

„Gekreuzigter Christus“ entsprach keiner innersten Auffassung. Ebenso wollte er auch nicht den geistlichen Stand beleidigen. Es sollte nur der ungeistliche Geistliche getroffen werden. Der Künstler arbeitet eben mit den Mitteln, die ihm der Zeichenstil gewährt. Eine spätere Zeit wird sein künstlerisches Schaffen weniger aggressiv sehen als heute. Ganz so wie sie das Schaffen von Goya und Klinger jetzt ruhiger betrachtet.

Staatsanwaltschaftsrat Besser hielt die Beschimpfung von öffentlichen Einrichtungen der Kirche für gegeben und beantragte für jeden der Angeklagten eine Geldstrafe von 1000 M., für die im Nichterleidungsfall je zwanzig Tage Gefängnis treten sollen.

Der Verteidiger, Rechtsanwalt Dr. Apfel, betonte in seiner Rede ganz besonders, daß Satiriker in Deutschland stets verfolgt wurden. Er zitierte die Stelle im Evangelium, wo Martinus sagt, daß selbst die Gotteslästerung zu verzeihen sei, nicht jedoch die Sünde wider den Heiligen Geist. Die Rede endete mit einem Appell an den Richter, das Ansehen Deutschlands durch eine Verurteilung nicht zu schädigen.

50 Jahre Feuerbestattung.

Aus Anlaß des 50jährigen Bestehens des ersten deutschen Krematoriums in Gotha veranstaltete der „Volks-Feuerbestattungs-Verein“ am vergangenen Sonntag in den Krematorien Baumfchulenberg, Gerichtstraße und Bilmersdorf Gedenkfeiern, die von den Mitgliedern der Organisation stark besucht waren. Den künstlerischen Teil des Programms, das auf allen drei Feiern das gleiche war, bestritten neben den Organisten die



Der Schimpanse Bu-Bu der jetzt im Berliner Wintergarten auftritt.

Herren Lehmann und Rauendorf (Violine), Grasmid und Priewe (Cello) und ein Doppelquartett, das sich aus Mitgliedern des Vereins zusammensetzte. Orgelspiel leitete die Feiern in den mit Blumenschmuck reich versehenen Krematorien ein. Nach dem Biederovortrag des Doppelquartetts, das Himmings „Eintracht und Liebe“ ergreifend sang, nahm im Krematorium in der Gerichtstraße der Vorsitzende des Vereins, Karl Müller, das Wort zu seiner Ansprache. Der Redner erinnerte an die kampfreiche Vergangenheit der Bewegung und an den Tag, an dem in Gotha das erste deutsche Krematorium eröffnet werden konnte. Es war am 10. Dezember 1878, als dort die erste Einäscherung stattfand. 1891 folgten Krematoriumsbauten in Heidelberg und 1892 in Hamburg. Bis zum Ausbruch des Krieges waren in Deutschland 40 Krematorien errichtet, und bis zum heutigen Tage werden insgesamt 80 Krematorien in Deutschland gezählt. In absehbarer Zeit wird aber auch diese Zahl schon wieder weit überflügelt sein. Verhältnismäßig spät, erst in den Jahren 1911 und 1912, konnte der Weg in Bayern und in Preußen für die Feuerbestattung frei gemacht werden. Der schärfste Gegner der Feuerbestattung ist die katholische Kirche, die im August dieses Jahres einen Ausschuss zur Bekämpfung der Einäscherung gegründet hat. Die Organisation nimmt den Kampf gegen den Alerus auf in dem Bewußtsein, durch ihn der Idee der Feuerbestattung neue Anhänger zuführen zu können. Der im Jahre 1913 gegründete Verein zählt jetzt weit über eine halbe Million Mitglieder, und täglich strömen der Bewegung neue Anhänger hinzu. Die Feuerbestattung ist in ästhetischer, hygienischer und ethischer Beziehung die beste Bestattungsform; sie gegenüber der Erdbestattung mindestens gleichberechtigt zu machen, ist die Aufgabe einer reichsgerichtlichen Regelung der Feuerbestattung, die endlich verwirklicht werden muß.

Kehrliche Feiern fanden in Baumfchulenberg und in Bilmersdorf statt, auf denen Hermann Kother und Otto Funk die Gedenkreden hielten.

Tragt rote Fahnen durch das Land!

Zeitlich etwas verfrüht, aber mit froher Begeisterung, fanden sich am Sonntagabend die Roten Falken der westlichen und südlichen Bezirke Berlins der Kinderfreunde in Jossen ein, um gemeinsam ihre diesjährige Sonnenwende zu feiern. In heller Sternennacht zogen sie hinaus. Fackelzug und Kampflieder begleiteten ihren Weg zum Festplatz. Freundschaft und Gemeinschaft bindet diese Gruppen, in denen die jüngsten Kämpfer für den sozialistischen Gedanken vereint sind. Der Sprecher rief in die Nacht hinaus:

Der Arbeit Jungvolk hält Zukunftsmacht!
Zum heiligen Schwure Hände sich heben:
Unser der Kampf! Unser das Leben!

Empor stiegen die Flammen am Holzstoß, begleitet von dem Gesang des Sozialistenmarsches. Im Feuerchein erschallten Worte des Sprechers, die das Zukunftsehnen unserer Jugend erkennen ließen:

Verbrenne das große Luch der Rot
Für alle Menschen Arbeit und Brot!

Am Befreiungskampfe des Arbeitvolkes mit teilzunehmen ist Roten Falken-Mitglieder riefen die Sprecher des Chores. Kampflieder beschloßen die Gemeinschaftsfeier.

Zum Sonntag hatten die Roten Falken ihre Jossener Genossen und Freunde in das Jugendlager gerufen. In froher Gemeinschaft fanden sie sich zusammen. Der Film aus der Kinderrepublik Seckamp bei Kiel, die so eigentlich das Fundament zu der aufwärtsstrebenden sozialistischen Roten-Falken-Bewegung legt, zeigte den Jossener Gästen das Wollen und Streben der Kinderfreunde. Begleitet durch die Kampf- und Wanderlieder begleitet dieser Film jeden noch fernstehenden. Ein Demonstrationsspiel durch Jossen beendete die Werbestellung.

Der Gesundungsprozeß.

Metallarbeiterwahl in Jena.

Die Ortsverwaltung des Metallarbeiterverbandes in Jena band sich seit 1923 vollständig in Händen der Kommunisten. Jena ist Sitz der K.P.D.-Zentrale für Thüringen. Bei der Generalversammlung im vorigen Jahre bekam die „Opposition“ noch 223 Stimmen, die Amsterdamer Richtung dagegen 490 Stimmen.

In der jüngsten Generalversammlung am 7. Dezember wurden für die Amsterdamer Richtung 381 Stimmen und für die „Opposition“ 127 Stimmen abgegeben. Zwar sind von diesen 127 Oppositionsstimmen noch mindestens 100 juridisch und der Rest von 27 überstüßig, doch zeigt sich unverkennbar, daß die vor fünf Jahren auf den Kopf gestellten Verhältnisse langsam aber sicher wieder auf die Beine kommen. Von den 96 Stimmen, die die K.P.D. in diesem Jahre verlor, hat die Ortsverwaltung 91 gewonnen. Ein recht guter Erfolg!



Montag, 16. Dezember.

- Berlin.
- 16.00 Ing. Joachim Boehmer: Technische Wochenplauderei.
 - 16.30 Karl Friedrich Zeiler (zu seinem 170. Geburtstag). 1. Goethe: Der König in Thule (Fritz Lechner, Bass). — 2. Gröbel: Meister und Gesell (Männerchor). — 3. Goethe: Ueber allen Gipfeln ist Ruh' (Edgar Libert-Badrian, Tenor). — 4. Goethe: Johanna Sebus (Hilde Weyer, Sopran). — 5. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 6. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 7. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 8. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 9. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 10. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 11. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 12. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 13. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 14. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 15. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 16. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 17. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 18. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 19. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 20. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 21. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 22. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 23. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 24. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 25. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 26. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 27. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 28. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 29. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 30. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 31. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 32. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 33. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 34. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 35. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 36. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 37. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 38. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 39. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 40. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 41. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 42. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 43. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 44. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 45. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 46. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 47. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 48. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 49. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 50. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 51. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 52. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 53. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 54. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 55. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 56. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 57. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 58. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 59. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 60. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 61. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 62. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 63. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 64. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 65. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 66. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 67. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 68. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 69. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 70. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 71. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 72. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 73. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 74. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 75. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 76. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 77. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 78. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 79. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 80. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 81. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 82. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 83. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 84. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 85. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 86. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 87. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 88. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 89. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 90. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 91. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 92. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 93. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 94. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 95. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 96. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 97. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 98. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 99. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran). — 100. Goethe: Die Fischer (Hilde Weyer, Sopran).

COUNDE

Besondere Spezialität unserer Dampfvlischerei

Herren-Stärkewäsche
Tischwäsche
Roll-Presswäsche

Überall Filialen

Postversand Berlin SO 16, Rungestr. 21
Fernspr. F7 Jannowitz 6436

reinigt

wäscht
und

färbt